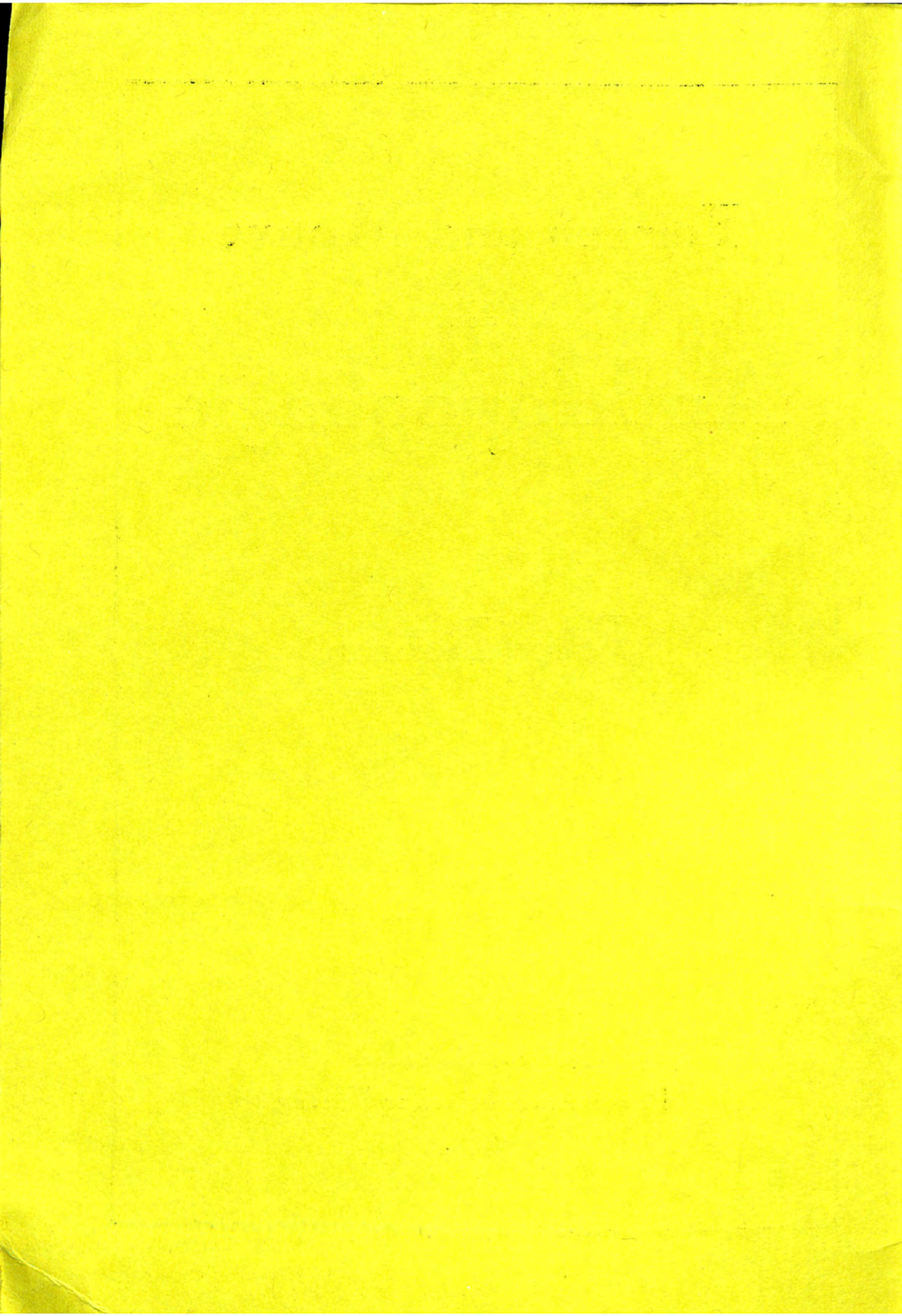
Formen und Motive der Anthropophagie

Von

Felix Boehm

Internationaler
Psychoanalytischer Verlag
Wien



Formen und Motive der Anthropophagie

Von

Felix Boehm

Berlin

Sonderabdruck aus „Imago, Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Natur- und Geisteswissenschaften" (herausgegeben von Sigm. Freud), XVIII. Band

1932

Internationaler Psychoanalytischer Verlag

Wien

Alle Rechte,
insbesondere die der Übersetzung,
vorbehalten



Druck: Christoph Reisser's Söhne, Wien V

Formen und Motive der Anthropophagie

Vortrag in der Deutschen Psychoanalytischen Gesellschaft am 14. Juni 1930

Seit Freud in der dritten Auflage seiner „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie“[1] die orale oder kannibalische erste prägenitale Sexualorganisation, bei der das Sexualziel in der Einverleibung des Objektes besteht, beschrieben hat, — seit er uns in seiner Arbeit „Trauer und Melancholie“[2] die Bedeutung dieser Organisationsstufe für die Melancholie geschildert hat, und seit uns Abraham in seinen Arbeiten „Untersuchungen über die früheste prägenitale Entwicklungsstufe der Libido“[3] und „Versuch einer Entwicklungsgeschichte der Libido“[4] auf die große praktische Bedeutung dieser Entwicklungsstufe hingewiesen hat, hat das Interesse für die Auswirkung dieser frühesten Sexualbetätigung des Kindes bei späteren Erkrankungen immer mehr zugenommen.[5]

In seiner zuerst genannten Arbeit kommt Abraham in der analytischen Durchleuchtung eines Falles von „Schizophrenia simplex“ zu folgender Zusammenfassung der Eigentümlichkeiten des Kranken:

1) Die orale Zone überwiegt an Bedeutung die anderen erogenen Zonen. Insbesondere tritt die Saugelust hervor. Milchsaugen führt einen Zustand der Befriedigung herbei.

---

1) Ges. Schr., Bd. V, S. 72.
2) Ges. Schr., Bd. V, S. 543.
3) Int. Ztschr. f. PsA. IV, 1916/17, S. 71.
4) Int. PsA. Verlag 1924.
5) Vgl. auch Landauer: Spontanheilung einer Katatonie. Int. Ztschr. f. PsA. II, 1914, S. 441.

2) Sexualfunktion und Ernährungsfunktion sind im Saugeakt miteinander verknüpft.

3) Dem Objekt gegenüber, welches die Wunschphantasien des Patienten auf sich gezogen hat, besteht das Verlangen nach Einverleibung. (Vom Patienten selbst als kannibalistische Regung bezeichnet.)

Unter den wichtigsten und hervorstechendsten Äußerungen depressiver Geistesstörungen findet Abraham zwei Symptome: die Verweigerung der Nahrungsaufnahme und die Angst vor dem Verhungern. Beide führt er auf einen mißglückten Versuch der Regression auf die oral-kannibalistische Entwicklungsstufe der Libido zurück. Die mit diesen Triebregungen verknüpften Selbstanklagen sind manchmal ziemlich durchsichtig. Aus Kraepelins Lehrbuch der Psychiatrie führt Abraham folgendes Beispiel an: „Der Kranke hat die ganze Welt ins Unglück gestürzt, die eigenen Kinder gegessen, die Gnadenquelle fortgetrunken."

„Mit aller Deutlichkeit spricht die kannibalische Wunschphantasie auch aus einer bestimmten Form depressiver Wahnbildung. In vergangenen Zeiten war die Wahnvorstellung, die ich im Auge habe, außerordentlich verbreitet, doch auch jetzt ist sie noch nicht ganz verschwunden. Es ist die Wahnvorstellung, in ein wildes Tier verwandelt zu sein, das Menschen verschlingt. Der älteren Psychiatrie war diese wahnhafte Selbstanklage so geläufig, daß man nach ihr einen bestimmten Zustand der „Besessenheit" als Lykanthropie bezeichnete. Es war der Wahn, in einen Werwolf verwandelt zu sein."

In dem Schlußkapitel dieser äußerst lehrreichen Arbeit sagt Abraham: „Die unbewußten kannibalischen Regungen, welche mir bestimmten Symptomen der depressiven Geistesstörungen zugrunde zu liegen scheinen, existieren auch beim normalen erwachsenen Menschen. Sie kommen gelegentlich in seinen Träumen zum Vorschein."

„Ein Bekannter berichtete mir einmal folgenden Traum. Er sah vor sich *eine Schüssel mit Essen, das ihm seine Frau zubereitet hatte. Die Masse in der Schüssel sah wie Gemüse aus: darauf aber lagen — als wären sie mit dem Gemüse gekocht — die Beine eines Kindes.* Sie erinnerten den Träumer während des Traumes an die Glieder seines kleinen Sohnes. Er erwachte mit größtem Entsetzen; aus dem Schlafe aufschreckend, wurde er sich klar darüber, daß er im Begriffe gewesen war, im Traume Teile seines eigenen Kindes zu verzehren."

In seinem „Versuch einer Entwicklungsgeschichte der Libido" führt Abraham im Bereich der oralen Entwicklungsstufe eine Stufung ein; er unterscheidet eine primäre Saugestufe; die Libido des Kindes ist an

den Saugeakt gebunden, das Verlangen nach lustvoller saugender Betätigung beherrscht das Liebesleben des Kindes. Die sekundäre Stufe ist von der primären unterschieden durch die Wendung von der saugenden Mundtätigkeit zur beißenden; das Beißen stellt die Urform des sadistischen Impulses dar. Das Gebiß ist das Werkzeug, mit dessen Hilfe das Kind zuerst Zerstörungen in der Objektwelt anrichten kann; so daß diese Stufe als oral-sadistische bezeichnet werden kann.

Um zu vergleichen, wie weit die durch unsere Analysen erworbenen Kenntnisse von dieser Organisationsstufe mit den wirklichen Gebräuchen der Kannibalen übereinstimmen, dürfte es von Interesse sein, diese Gebräuche selbst näher kennenzulernen. Ich will daher im Rahmen einer kurzen Arbeit versuchen darzustellen, welche Formen der Kannibalismus bei den Primitiven hatte und noch heute hat, und was wir von den Primitiven[1] über ihre Motive erfahren können.

Der Name Kannibalismus ist durch ein Mißverständnis entstanden. Als die Spanier die Antillen entdeckten, fanden sie hier einen wilden Volksstamm vor, welcher Menschenfleisch zu sich nahm, dessen Angehörige „*Caribe*“ oder „*Caribal*“ genannt wurden; die Spanier verstanden „*Canibal*“; und von dieser Entstellung stammt seitdem die Bezeichnung Kannibale für einen Menschen, welcher Menschenfleisch ißt. Der Kannibalismus ist heute noch über die Erde verbreitet, tritt unter den verschiedensten Formen und Motivierungen auf und hat sicher schon in den prähistorischen Zeiten bestanden. — Freud, welcher als erster in seinem Werk „Totem und Tabu“ auf „einige Übereinstimmungen im Seelenleben der Wilden und der Neurotiker“ hingewiesen hat, läßt die Anthropophagie am Anfang der Menschheitsgeschichte beginnen: „Eines Tages taten sich die ausgetriebenen Brüder zusammen, erschlugen und verzehrten den Vater und machten so der Vaterhorde ein Ende. Vereint wagten sie und brachten zustande, was dem Einzelnen unmöglich geblieben wäre. Vielleicht hatte ein Kulturfortschritt, die Handhabung einer neuen Waffe, ihnen das Gefühl der Überlegenheit gegeben. Daß sie den Getöteten auch verzehrten, ist für den kannibalen Wilden selbstverständlich. Der gewalttätige Urvater war gewiß das beneidete und gefürchtete Vorbild eines jeden aus der Brüderschar gewesen. Nun setzten sie im Akte des Verzehrens die Identifizierung mit ihm durch, eigneten sich ein jeder ein Stück seiner Stärke an.“ Bemerkenswert ist, daß Freud das erste Erschlagen und

1) Der Ausdruck primitiv ist natürlich durchaus relativ zu verstehen und umfaßt Völker, die auf ganz verschiedenen Stufen der Entwicklung stehen.

Verzehren des Vaters mit einem Kulturfortschritt, einer Handhabung einer neuen Waffe in Zusammenhang bringt.

Über das Vorkommen von Kannibalenmahlzeiten in prähistorischer Zeit besitzen wir eine ganze Reihe von Zeugnissen. Der erste, welcher auf Kannibalismus in vorgeschichtlicher Zeit schon in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hinwies, war Professor A. Spring in Lüttich, welcher die Höhlen von Chauvaux bei Namur in Belgien durchforschte und hier in großer Masse Menschen- und Tierknochen mit Asche und Kohlenstücken vermengt vorfand. Alle Röhrenknochen waren zerschlagen, „um zu dem Marke zu gelangen", und ein Unterschied zwischen Menschen- und Tierknochen fand hiebei nicht statt. Wohl aber durfte Spring sich wundern, daß kein einziger Knochen einem alten Mann oder einer alten Frau angehört hatte, denn sämtliche Überreste stammten von Jünglingen, jungen Frauen und Kindern, woraus Spring auf Feinschmeckerei der alten kannibalischen Höhlenbewohner schließt, die, nicht von der Not gedrängt, nur das zarte Fleisch jugendlicher Genossen verzehrten.

Milne Edwards[1] fand in der Grotte von Lourdes, Piette in der von Gourdan Knochen mit Spuren der Benagung. Garrigon und Filhol fanden aufgeschlagene menschliche Röhrenknochen im Pyrenäengebiet. Abbé Pouech und Regnault fanden in der Höhle von Montesquieu-Avantes unter mancherlei Säugetierknochen Menschenknochen mit solchen Spuren; ebenso fand Vicomte Lepic in der Höhle von La Grande Barm solche Knochen unter Küchenabfällen. In der Gegend von Paris zu Villeneuve—St. Georges und La Varenne—Saint Maur trifft man ebenfalls Spuren von kannibalischen Mahlzeiten.

In Scarborough fand Rev. Porteo ein unordentlich hingeworfenes Skelett, das auf Kannibalismus hinweist. Bei dem Dorfe Hammer in Dänemark liegen an einem Dolmen wirr durcheinander benagte Menschen- und Hirschknochen. Einen ähnlichen Fall führt Worsac von Borreby an. Die Zeugnisse von Abbé Chierici und Capellini zeigen uns, daß die Anthropophagie auch in Italien eine Heimstätte hatte; Delgado zeigt uns an einem Höhlenfunde von Cesareda, daß in Portugal, und Capt. Burton durch Funde in Beith Sahur, daß auch in Palästina Anthropophagen lebten. Verbreiteter als in Europa war der Kannibalismus bei den alten Stämmen Amerikas. Wyman fand unzweifelhafte Spuren in den Kjökkenmöddings von Florida, Manly Hardy in den Neu-England-Staaten, Wiener in den Sambaquis Brasiliens.

1) Nadaillac, die ersten Menschen. S. 595.

Interessant ist, daß keiner der angeführten Funde der frühen (paläolithischen) Steinzeit angehört. Henkenius[1] zieht daraus den Schluß, „daß erst mit einem gewissen Grade von Intelligenz dies Laster, das beim Tiere wenig vorkommt, nämlich Individuen der eigenen Art zu fressen, beim Menschen erwachte".

Für diese Auffassung scheint zu sprechen, daß in den aus der älteren neolithischen Zeit stammenden Kjökkenmöddinger an den Küsten der Ostsee keine Spuren von Kannibalenmahlzeiten gefunden worden sind, wohl aber zahlreich in den aus einer viel jüngeren Periode der neolithischen Zeit stammenden Kjökkenmöddinger in Amerika, welche Zeichen einer viel fortgeschritteneren Kultur tragen. Die Befunde der Grotte von Gourdan sprechen dafür, daß die Bewohner der Renntierzeit angehörten (das Ren gehört einer späteren Periode an als der Höhlenbär und das Mammut, wohl der Postglazial- oder der Spätglazialzeit); sie waren wahrscheinlich eine Art von Kopfschneller, welche die Häupter ihrer Feinde als Siegestrophäen in die Grotte hineinbrachten, diese dort skalpierten und dann das Gehirn verzehrten; also nicht aus Hunger, sondern nur zur Befriedigung magischer Bedürfnisse Anthropophagen waren, wie heute viele Primitive auf ziemlich hoher Kulturstufe. Die Oberschenkelbeine mit für Kannibalismus sprechenden Einschnitten in der Grotte dei Colombi auf der Insel Palmaria hat man zusammen mit Feuersteinwerkzeugen, Topfscherben und Knochennadeln und mit den Knochen von Ziegen, Schweinen, Rindern usw. gefunden, d. h. die Bewohner gehörten durchaus einer jüngeren Epoche der Steinzeit an. Die Spuren von Kannibalenmahlzeiten auf der Iberischen Halbinsel in der Grotte von Peniche befinden sich in neolithischen Ablagerungen, ebenso die in der Einhornhöhle bei Scharzfeld am Harz. Die Kannibalenmahlzeiten einer Höhle beim Dorfe Holzen, unweit Eschershausen, stammen aus der Bronzezeit. In den Dolmen des Departements Lozère hat man angenagte Knochen und (zur Gewinnung des Markes) aufgeschlagene Röhrenknochen neben einem mit Bronzeschmuck versehenen Skelette gefunden. Die alten Bewohner des Departements Aveyron in Südfrankreich schmückten sich mit durchbohrten Menschenzähnen, die, an Schnüren aufgereiht, als Ketten getragen wurden, wie es heute noch zum Beispiel die Niam-Niam und die Aschanti tun. Nur ein einziger möglicherweise für eine Kannibalenmahlzeit sprechender Fund reicht bis in die vierte Eiszeit zurück, in der die Technik der Steinbearbeitung aber auch schon relativ weit fortgeschritten war: es sind die

1) Entstehung und Verbreitung der Anthropophagie.

vielen in einem einzigen Feuerherd liegenden zerbrochenen und mehr oder weniger angebrannten Menschenknochen von Krapina in Kroatien[1].

Über das Vorkommen der Anthropophagie bei kulturell ziemlich hochstehenden Völkern in historischer Zeit besitzen wir eine ganze Reihe von Zeugnissen.

Herodot (I, 216) berichtet uns von den Massageten, einem skythischen Volk in Zentralasien: Wenn jemand ein sehr hohes Alter erreicht, so kommen seine nächsten Blutsverwandten zusammen und opfern ihn und mit ihm mehrere Schafe. Nach vollbrachtem Opfer kocht man sowohl den geopferten Anverwandten als auch die geschlachteten Schafe und verzehrt beide gemeinschaftlich. Von ihren Nachbarn, den Issedonen, berichtet er (IV, 26), daß die Söhne nach dem Tode der Väter Opfertiere schlachteten, dann die gestorbenen Väter wie die geschlachteten Tiere zerstückelten, beides kochten und verzehrten. Besonders aber hoben sie die Schädel der Verstorbenen als große Heiligtümer auf, faßten sie in Gold und brauchten sie bei ihren jährlichen Opfern. In Indien nennt Herodot (III, 38, 97, 99) mehrere Völker, unter welchen die Kinder entweder ihre verstorbenen Eltern verzehrten, oder wo man jeden kranken Verwandten bald umbrachte, damit das Fleisch sich nicht verschlechtere, weil es zum Verzehren bestimmt war. Aristoteles hebt die Anthropophagie einiger Völker am Pontus hervor. Strabo (XI, 520) berichtet ganz Ähnliches von den Derbikern in Margiana. Sie erwürgen Greise, sobald sie das siebzigste Jahr zurückgelegt haben, und die Verwandten verzehren deren Fleisch. Alte Frauen von gleichem Alter werden zwar erwürgt, aber nicht gegessen, sondern begraben. — Ich darf vielleicht gleich bemerken, daß bei vielen primitiven Stämmen der Gegenwart die Beerdigung eine verächtliche Behandlung der Leiche ist.

Von den Karmaniern, einem Volke westlich des Indus nach Persien hin wohnend, erfahren wir (Strabo XV, 727): „Keiner heiratet, bis er einem Feinde den Kopf abgeschnitten und dem Könige gebracht hat; dieser aber verwahrt die Schädel in der königlichen Wohnung, die Zunge jedoch schneidet er in kleine Stücke, vermischt sie mit Mehl und gibt sie, nachdem er selbst davon gekostet, dem Überbringer und dessen Verwandten zum Verspeisen.“

Von Irland erzählt Strabo (IV, 201), daß seine rohen Bewohner sowohl Menschen- als Vielfresser seien und es für rühmlich halten, ihre verstorbenen Eltern zu verzehren . . . Er berichtet hier ferner, daß die Menschen-

1) Dr. Kal Gorjanović-Kramberger: Mitt. d. Anthropol. Ges. in Wien, XXXI. Bd., 1901, Heft III/IV.

fresserei auch eine skythische Sitte gewesen sein soll. Dieselben Angaben finden wir bei Diodorus Siculus.[1] Nach dem Zeugnis des Porphyrios geschah es, daß man namentlich auf Chios und Tenedos bei den blutigen Bacchanalen, die Omophagien genannt wurden und die man alle drei Jahre beging, einen Menschen gliedweise zerstückelte und sein Fleisch roh verschlang. Aber nicht allein auf Griechenland beschränkten sich solche Mysterienbräuche. Nach Sallust tranken Catilina und seine Genossen zur Bekräftigung ihres Bundes nicht bloß Menschenblut unter Wein gemischt, sondern es wurde auch nach den bestimmten Versicherungen der Alten ein Knabe geopfert, auf seine Eingeweide geschworen und davon gegessen. Juvenal redet von den Knabengedärmen, welche der römische Weissager, der Haruspex, durchwühlte. Kleine Kinder zu religiösen Zwecken geopfert zu haben, macht Horaz in seiner fünften Epode der vormals geliebten Canidia zum Vorwurf.

Plinius berichtet, daß noch im Jahre 87 v. Chr. in Rom ein Verbot der Menschenopfer erlassen wurde; dieses Verbot wurde dann nochmals erneuert durch Augustus, ferner durch Tiberius, ja sogar noch durch Hadrian.

Unter den christlichen Vätern erwähnt Tertullian, wie man bis auf seine Zeit im Bunde des Jupiter Menschenblut getrunken habe. Auch in den Mithra-Mysterien, welche Kaiser Heliogabal[2] noch im dritten Jahrhundert feierte, wurde ein Knabe geschlachtet und gegessen.

Juvenal, der unter Domitian nach Ägypten verbannt wurde, berichtet von den Ägyptern, daß sie den Genuß von Menschenfleisch gestatteten. Wie weit das eine historische Tatsache ist, dürfte zweifelhaft sein; jedoch scheint die Anthropophagie der alten Ägypter nach den Ausführungen von H. C. Jelgersma[3] sehr wahrscheinlich zu sein. Die Ausgrabungen beweisen uns, daß die Ägypter die Tötung von Menschen in großem Ausmaße bei Begräbnisfeiern kannten; Bäder in Menschenblut galten bei ihnen als Mittel gegen Aussatz; als Mittel gegen die Fallsucht wurde das Menschenblut im Altertum angesehen. In China soll sich der Gebrauch von Menschenfleisch gegen gewisse Krankheiten bis heute erhalten haben.

Der heilige Hieronymus[4] schildert in ziemlich glaubwürdiger Weise als Augenzeuge, daß die Atticoten (Attacoten?) in Nordeuropa sich von

1) Griechischer Geschichtsschreiber unter Caesar und Augustus.

2) Römischer Kaiser, 218—222 n. Chr.

3) Der Kannibalismus und seine Verdrängung im alten Ägypten. Imago XIV, 1928, S. 275.

4) Ende des vierten und Anfang des fünften Jahrhunderts.

Menschenfleisch nährten und den Busen der Weiber und das Gesäß als besondere Leckerbissen genossen.

Für das deutsche Volksgebiet ist es bezeichnend, daß die „Lex Salica" (erstmalig niedergeschrieben 486—496) ein Verbot des Kannibalismus zu magischen Zwecken enthält. In einem deutschen Volksbuche aus dem sechzehnten Jahrhundert heißt es: „Der Spiritus, der aus dem Gehirn eines Menschen gesogen wird, stärkt sehr das Gehirn. Öl von Menschenhänden dient wider die Gicht an Händen, Öl von den Füßen wider die Gicht an den Füßen."

Strabo erzählt, daß in Belagerungsnöten die Kelten, Iberer und mehrere andere Völker Menschenfleisch gegessen haben. Nach dem Berichte des griechischen Historikers Dio Cassius (LXVIII, 32) trat infolge einer Hungersnot die Menschenfresserei bei den Juden auf, als diese sich unter Trajan gegen die römische Herrschaft empörten. Valerius Maximus (VII, 6) tadelt die Spanier, die in belagerten Städten die Gefangenen nicht nur, sondern auch ihre eigenen Kinder und Weiber verzehrten. Herodot (III, 25) berichtet, daß, als auf dem Zuge des Kambyses durch die Libysche Wüste Hungersnot eintrat, je zehn losten und dann den verzehrten, den das Los traf. Im dritten und vierten nachchristlichen Jahrhundert sollen in China die Bewohner infolge von Hungersnöten Menschenfleisch gegessen haben. Im siebenten Jahrhundert n. Chr. soll Menschenfresserei wegen eines Mißwachses in Europa epidemisch geherrscht haben. Nach Thiers herrschte um das Jahr 1026 in Frankreich unter dem Könige Robert eine fürchterliche Hungersnot, so daß Menschenfleisch gegessen wurde. Abd-Allatif, ein arabischer Arzt aus Bagdad, berichtet von einer um das Jahr 1200 in Ägypten wegen des Ausbleibens der Nilüberschwemmungen ausgebrochenen Hungersnot, welche Menschenfresserei nach sich zog. Eltern aßen ihre eigenen Kinder oder boten sie zum Verkauf aus; Leichen wurden aus den Gräbern gerissen und verzehrt u. a. m.

Eichwald[1] erzählt, daß die Ostjacken im Jahre 1860 bei einer Hungersnot ihre eigenen Kinder aßen. Und nach Ellis sollen auch die Nayas in den Gebirgen Hinterindiens in Hungerjahren Menschenfleisch essen. Auch bei der im Jahre 1868 in Algier ausgebrochenen Hungersnot griff die Menschenfresserei unter den Eingeborenen um sich: das Kriegsgericht zu Blidah verurteilte einen Menschen zum Tode, der in weniger als einem Monate sechs Menschen getötet und gefressen hatte.[2] G. A. Schumacher[3] erzählt, daß

1) Archiv für Anthropologie III, S. 333.
2) Vgl. Bonner Zeitung 1869, 21. Jan.
3) Zur Rettung Schiffbrüchiger. Emden 1869.

auf dem Wrack des „Excelsior“, der in der Nordsee vor der Insel Juist scheiterte, im Februar 1866, und auf dem Wrack der „Ocean Queen“, die in der Ostsee vor der kurischen Nehrung in Trümmer ging, im Dezember 1866 Menschenfleisch gegessen worden ist. Und noch im Jahre 1893 durchlief die Zeitungen eine ähnliche Nachricht. Die Schiffbrüchigen des norwegischen Dampfers „Thekla“ sollen, während sie sechzehn Tage lang nahrungslos auf dem Atlantischen Ozean herumtrieben, das Fleisch eines durch das Los bestimmten Holländers verspeist haben. L. M. Rosenstein[1] berichtet uns von vielen glaubwürdig geschilderten Fällen von Anthropophagie während der letzten großen Hungersnot in den Jahren 1921—1922 in Rußland im Wolgagebiet, insbesondere im Gouvernement Samara.

Im Anschluß an diese Beispiele notgedrungener, vorübergehender Menschenfresserei seien auch einige Fälle erwähnt, wo Anthropophagie infolge pathologischer Zustände aufgetreten ist. Im Jahre 1553 soll in Brettenburg eine schwangere Frau ihren Mann getötet und, während sie ihn verzehrte, drei Söhne geboren haben. Dasselbe Verbrechen soll im Jahre 1562 von einer schwangeren Frau in Droissig begangen worden sein. Meißner[2] erzählt von einem Mann in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts im Bayreuther Land, welcher glaubte, er werde fliegen können, wenn er neun Herzen von Kindern, die noch im Mutterleibe getragen werden, esse; dieser Mann wurde, nachdem er bereits acht schwangere Frauen getötet und die Herzen der Kinder „warm und zuckend“ gefressen hatte, ergriffen und hingerichtet.

Zusammenfassend möchte ich bemerken: Kein Erdteil ist frei von Kannibalismus gewesen; wo er heute nicht mehr herrscht, da bestand er früher; reiche und arme Länder kannten ihn oder kennen ihn noch, er kommt in Amerika vor, von den eisigen Gegenden des Hudson Bay-Gebietes durch die Tropen bis zur Südspitze des Kontinents. In allen Zonen ist die Anthropophagie verbreitet gewesen, doch ist sie heute wesentlich im Gebiete der Tropen zu Hause. Sie ist bei seßhaften, ackerbautreibenden Völkern, wie in Afrika, verbreitet und findet sich nicht minder bei umherschweifenden Horden, wie in Amerika und Australien. Für den amerikanischen Kontinent ist es bezeichnend, daß sich der Kannibalismus nicht etwa bei den Stämmen ärmster Kultur findet, sondern gerade bei den höchststehenden, den Stämmen des Nordwestens, bei den Nootka, Quakiutl, Bellacoola, bei denen ein kannibalistischer Kult stattfindet.

Während Herodot die Erzählungen der alten Völker ohne Kritik wieder-

1) „Zur Psychopathologie des extremen Hungers.“ Krankheitsforschung. Bd. III, 1926.
2) Skizzen. Leipzig 1796, XIII. Slg., S. 164.

erzählt, findet sich bei den meisten älteren Berichterstattern Abscheu gegen die geschilderten Gebräuche oder Verurteilung derselben; manchmal eine Erklärung durch Hungersnot, Aberglauben, Wahnsinn oder Rachelust; auch wird von Vorfällen berichtet, in denen der Genuß von Menschenfleisch auf Wut zurückgeführt wird; z. B. hat der aufgebrachte Pöbel im Jahre 1617 in Paris Leber und Lunge des Marschalls d'Ancre, im Haag 1672 das Herz des bei einem Aufstande als Feind der Oranier ermordeten de Wit verschlungen.

Die Autoren der neueren Zeit haben vielfach die Frage aufgeworfen, ob etwa Mangel an Vieh oder Unfruchtbarkeit des Landes Ursache der Anthropophagie sein könnte. Sie sind immer zu dem Resultat gekommen, daß die Anthropophagie auch dort vorkommt, wo keine zwingenden äußeren Ursachen, wie Hungersnot oder Mangel an Tieren, zum Genuß von Menschenfleisch zwingen, ja daß diese auch in den fruchtbarsten Gegenden vorkommt.[1] Andrerseits konnte bei einem Stamme von Buschmännern, die ein kümmerliches Leben von Insektenlarven, Mäusen und Wurzeln führten, keine Spur von Anthropophagie entdeckt werden.[2] Manche Autoren aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts glauben, die Anthropophagie durch eine besondere Grausamkeit der Kannibalen erklären zu können; diese Erklärungsversuche möchte ich von vornherein abschwächen. Primitivere Völker verhalten sich zu körperlichen Schmerzen ganz anders als wir; Thurnwald besitzt eine Photographie von einer Pubertätsfeier aus der Südsee: Männer tragen in einem Festzuge über ihrem Oberkörper etwa drei bis vier Meter hohe Nachbildungen von seltenen Tieren; diese werden durch ein breites, zwischen den Oberschenkeln durchgehendes Band gehalten, welches, um das Tragen zu erleichtern, für die Dauer des Festzuges mit der Bauchhaut vernäht wird.

Wie die Anthropophagie aus dem Hunger heraus sich zur Gewohnheit entwickelt und durch die physikalischen Verhältnisse eines Landes bedingt wird, kann an dem Beipiele von Australien gezeigt werden. Dort versagen unfruchtbare Landstriche häufig die dürftige Nahrung. Infolgedessen geht die Horde auf Jagd aus; aber auch andere, feindlich gesinnte Stämme ziehen aus denselben Gründen aus. Nun beginnt der Kampf, und sie verzehren

1) Die Berichte von einzelnen Reisenden über den Verkauf von Menschenfleisch auf Märkten will ich übergehen; zum Beispiel einen Bericht über Alt-Calabar von Hutchinson vom Jahre 1859. Wenn das wirklich vorgekommen ist, so handelt es sich sicher um einen Verfall der ursprünglichen Gebräuche beim Genuß von Menschenfleisch; — einen Verfall ursprünglicher Gebräuche finden wir bei vielen Naturvölkern.

2) Henkenius: Entstehung und Verbreitung der Anthropophagie.

sich gegenseitig; jetzt setzt auch die Rachsucht als Beweggrund der Anthropophagie ein. Der getötete Feind soll vollständig vernichtet werden; und der Australier ißt mit Vorliebe Herz und Zunge des erlegten Feindes, d. h. die Organe, von denen seiner Ansicht nach die Feindschaft und die Schmähreden ausgingen.

Andrerseits führt Feinschmeckerei zur Anthropophagie: Amerigo Vespucci bringt in einem Briefe aus dem Jahre 1501 ausführliche Mitteilungen über die Anthropophagie der Tupivölker an der brasilianischen Küste: „Wenn sie Sieger sind, schneiden sie die Besiegten in Stücke, verzehren dieselben und versichern, daß es ein sehr vortreffliches Gericht sei; der Vater verzehrt den Sohn und der Sohn den Vater, je nach Umständen und Zufällen des Kampfes. Ich habe einen Ort gesehen, wo Stücke gesalzenen Menschenfleisches an den Balken der Häuser hingen, wie wir bei uns getrocknetes oder geräuchertes Schweinefleisch, Würste oder andere Eßwaren aufhängen. Sie waren höchst erstaunt, daß wir nicht gleich ihnen das Fleisch unserer Feinde verzehrten; sie sagten, daß nichts vortrefflicher schmecke als dieses Fleisch, und daß man nichts Saftigeres und Delikateres haben könnte.“ — Zum Motiv der Feinschmeckerei möchte ich bemerken, daß alle Anthropophagen Menschenfleisch für wohlschmeckender erklären als das von Tieren, daß sie nicht alle Körperteile in gleicher Weise essen, vielfach eine sorgfältige Auswahl unter denselben treffen und zum Teil sehr langwierige und komplizierte Zubereitungsweisen kennen; daß sie das Menschenfleisch sehr oft mit dem Fleisch von Tieren und mit allerhand Pflanzen mischen; daß fast alle von ihnen das Fleisch von Weißen für unschmackhaft erklären, weil es ihnen zu salzig ist.

Auf den Fidschiinseln galten Zunge, Herz, Leber und Nase als Delikatessen. Wer im Besitz einer größeren Portion Menschenfleisch war, teilte mit seinen Freunden, denn eine Unterlassung dieser Höflichkeit führte wohl bis zum Kriege. — Von dem Baromapulanahäuptling Lomando wird im Jahre 1871 erzählt, daß er sich öfters junge Mädchen im Felde fangen ließ, um sie zu schlachten; besonders sollen die Schamteile für ihn das Leckerste gewesen sein. — Bei den Niam-Niam waren die Kinder von Sklavinnen als Leckerbissen zum Fressen bestimmt; ebenso bei den Monbuttu, wo die Kinder der Küche des Königs verfallen.

Wir erfahren weiter über die Tupivölker: Sie töten im Kriege alle ihre Feinde, gleichviel welchem Geschlechte sie angehören, um deren Leichnam dann zu braten und zu verzehren. Die Kinder der Feinde führen sie aber mit in ihre *Aldeas*, um sie gleich ihren eigenen Kindern zu behandeln

und mit diesen zu erziehen. Wenn aber diese gefangenen Kinder das Alter von zwölf bis vierzehn Jahren erreicht haben, so dienen sie zu einer Kannibalenmahlzeit, welche von dem ganzen Dorfe unter großen Feierlichkeiten begangen wird. Mit Arafedern schön geschmückt zieht die Bevölkerung auf, die Kriegstrompeten erklingen, und die unglücklichen Kinder werden in einen Kreis vor die tanzende Menge geführt. Hinter den armen Geschöpfen stehen die Pflegeeltern, welche sie aufzogen, und diese sind es auch, welche sie erschlagen. Während der nächtliche Tanz fortdauert, werden die Leichen zerstückelt und verzehrt. Auch junge Weiber hält man zuweilen jahrelang gefangen, ehe sie geschlachtet und gefressen werden.

Durch Pigafetta (geb. 1491) erfahren wir eine Geschichte, die den Ursprung der Anthropophagie bei den Tupivölkern erklären soll: „Sie sagen, diese Gewohnheit habe ihren Anfang durch eine Frau genommen, deren einziger Sohn ermordet worden war. Als man nachher verschiedene von den Tätern gefangen zu der Alten geführt, wäre sie wie ein wütender Hund auf einen von ihnen gestürzt und hätte ihm einen Teil der Schulter abgefressen. Dieser wäre nachher zu den Seinigen entflohen und hätte ihnen seine Schulter gewiesen, worauf sie alle angefangen, das Fleisch ihrer Feinde zu verzehren. Doch essen sie solches nicht auf einmal, sondern schneiden es in Stücke und hängen es in den Rauch, und einen Tag essen sie ein Stück gekocht und den andern gebraten, zum Andenken ihrer Feinde."

Die Mitteilungen über die Tupivölker sagen uns, daß bei ihnen Feinschmeckerei und Wiedervergeltung die treibenden Kräfte der Anthropophagie zu sein schienen.

Über den Ursprung der Anthropophagie im Gebiete des Amazonenstromes erzählen uns die Ältesten von dem weitverbreitetsten Stamme der Umaüas folgendes: Vor langer Zeit, als die Tiere noch sprechen konnten, trieb sich eine Horde Miranhas am Japure umher und fand dort einen auf dem Sande schlafenden Umaüa. Diesen schlugen die Miranhas, welche sehr hungrig waren, tot und fraßen ihn auf. Die Umaüas erhielten Kunde von diesem Vorgang durch einen Vogel; sie begannen von nun an einen Rachekrieg gegen die Miranhas, und wer von diesen gefangen in ihre Gewalt geriet, wurde aus Rache und Wiedervergeltung aufgefressen. Der Gefangene wurde im Dorfe der Umaüas streng überwacht, aber nicht etwa eingesperrt. Man gab ihm eine Frau, die ihn recht gut ernähren mußte. Nach etwa einem Vierteljahre mußte er selber das Holz sammeln, mit welchem er gebraten werden sollte. Die Krieger bezeichneten mit rotem Ocker jene Körperstelle, die sie am andern Tage verspeisen wollten, und nachher wurde bei Mond-

schein ein Tanz aufgeführt, an welchem der Gefangene teilnahm. Am nächsten Tage erhielt er mehrere Keulenschläge auf die Schläfe; dann schnitt man ihm den Kopf ab, der auf eine Lanze gesteckt und im Dorfe umhergetragen wurde; auch die Knochen wurden entzweigeschlagen, damit man das Mark genießen könne. Von dem Schlachtopfer durfte nichts übrig bleiben als der mit Farbe bemalte Kopf, der in der Hütte des tapfersten Kriegers als Trophäe aufbewahrt wurde. Unmittelbar nach dem Schmause waren alle Umaüas bemüht, das genossene Menschenfleisch so rasch wie möglich wieder von sich zu geben; das scheint dafür zu sprechen, daß die Umaüas ihre Feinde nicht aus Gier nach Menschenfleisch verzehrt hatten, sondern der Rache und der Wiedervergeltung wegen.

Die Eskimos sind keine Kannibalen aus Nahrungsmangel, da sie Überfluß an Fleischnahrung haben; wenn sie hie und da ein Stück vom Herzen ihres Feindes aufessen, so tun sie es nur im Glauben, dadurch die Anverwandten ihrer Feinde zu schädigen.

Die Battas auf Sumatra essen Menschenfleisch als eine Art von Zeremonie, um ihren Abscheu gegen Laster durch eine schmähliche Strafe an den Tag zu legen. Kannibalismus ist bei ihnen gesetzlich als Strafe vorgeschrieben, wenn ein niedrigstehender Mann mit der Frau eines Radscha Ehebruch getrieben hat, wenn jemand sich des Landesverrats oder der Desertion schuldig gemacht hat, und wenn ein Feind mit der Waffe in der Hand gefangengenommen wird. Wer seine Schulden nicht bezahlt oder wer ein Verbrechen begangen hat, wird ohne weiteres getötet und verzehrt.

Nicht bloß im Mythos, wie bei den Tupivölkern, sondern auch in der Realität werden anthropophage Gebräuche auf bestimmte Vorfälle zurückgeführt: zum Beispiel von den Babutu wurde, weil sie einstmals die Rinder des Königs Ruganzu geraubt und gegessen hatten, eine Blutsteuer gefordert, so daß jedes Jahr eine Jungfrau und ein Jüngling gestellt werden mußten. Der Jüngling wurde totgeschlagen und sein Blut dem König gebracht; die Jungfrau kam in seinen Harem. Bei der Thronbesteigung wurde ebenfalls ein Knabe und ein Mädchen geopfert und dabei eine Trommel mit den Schenkelknochen eines Mädchens geschlagen. — Überhaupt spielt bei den Gebräuchen der Kannibalen das frische Menschenblut eine große Rolle: Bei den Markesas in Polynesien töten die Männer öfter ihre Weiber, Kinder ihre altersschwachen Eltern und stürzen sich auf das warme Blut. — Bei den Amapondakaffern besteht die Sitte, daß beim Antritt eines neuen Häuptlings einer seiner Verwandten umgebracht wird, in dessen Blut sich der Häuptling baden und aus dessen Schädel er trinken muß.

Auf den Vitiinseln stand die Anthropophagie in voller Blüte. Wenn ein Tempel errichtet, ein Kahn gebaut oder in die See gelassen (was ein seltenes, feierliches Ereignis ist), wenn die Abgaben eingeliefert wurden oder ein Fürst von einer Reise zurückkehrte, wurden Menschen geopfert und gegessen; ja es kam vor, daß bei jedem Brett zu einem Schiffe ein Mensch und, wenn das Schiff fertig war, so viele Menschen getötet wurden, daß man das ganze Verdeck mit ihrem Blute waschen konnte; wenn man den Kahn vom Stapel ließ, wurde er über lebende Menschen in die See gerollt, dieselben hierauf getötet und gegessen. Bei jedem Pfosten eines neuen Hauses wurde ein lebender Mensch miteingegraben. Bei der Feier der Mannbarkeit eines Häuptlingssohnes wurden alle Einwohner einer rebellischen Stadt und dazu noch Sklaven geopfert. Man ging so weit, daß man gefangenen Feinden Land anwies, das sie bebauten, sie auch heiraten ließ, und wenn man Menschen zum Opfern brauchte, sie je nach Bedürfnis holte und schlachtete.[1]

Eine Form der Anthropophagie ist die Kopfjagd; sie ist eine Sitte von fest umschriebener Verbreitung, die in ihrer Wurzel mit der mystischen Wertung des Kopfes als Sitz besonderer Kräfte in Zusammenhang steht. Vielfach ist in Kopfjägergemeinden jedes Berühren des Kopfes eines Angehörigen der adligen Schicht streng verboten und wird mit dem Tode bestraft. Achtung und Auszeichnung sind so an den Besitz von erbeuteten Schädeln geknüpft, daß man von „Schädelgeld“ nicht ganz mit Unrecht gesprochen hat. In malaiischen Gegenden geht kein bedeutungsvolles Ereignis des Lebens vorüber, ohne daß ein Schädel erbeutet werden muß.

Dafür, daß die Kopfjagd eine uralte Sitte ist und auch im Zusammenhang mit Pubertätsriten steht, spricht eine Mitteilung von Strabo (XV, 727) über die Karmanier, ein Volk westlich des Indus nach Persien hin: „Keiner heiratet, ehe er einem Feinde den Kopf abgeschnitten und dem Könige gebracht hat; dieser aber verwahrt die Schädel in der königlichen Wohnung; die Zunge jedoch schneidet er in kleine Stücke, vermischt sie

1) Das ist eine verbreitete Form der Sklaverei, der sich die dazu bestimmten Männer ohne Widerspruch unterziehen, wohl wissend, daß sie jeden Tag geschlachtet und verspeist werden können. Die Maori lassen ihre Opfer selbst das Holz herbeitragen und die Öfen herrichten, in denen sie gebraten werden sollen. Soweit wir eine Geschichte von Naturvölkern kennen, finden wir selten ein Revoltieren gegen Sklavenketten, die Abhängigkeiten werden als durch höhere Gewalten bedingte, „gottgewollte“ hingenommen, und sogar dort, wo der Weiße sie beseitigen will (z. B. in Ponape, Karolineninseln), richtet sich die Auflehnung gegen den voreiligen Europäer, nicht gegen den Träger der alten Ordnung.

mit Mehl und gibt sie, nachdem er selbst davon gekostet, dem Überbringer und dessen Verwandten zum Verspeisen."

Auf den Inseln der Torresstraße ist der Hauptzweck des Kampfes die Jagd nach Feindesköpfen; diese werden als Trophäe aufbewahrt. Unter den Geschenken, welche man als Brautschatz gab, werden auch Schädel genannt. Der Kopf wird meistens als Trophäe vor den Tempeln oder Häusern auf Pfähle gesteckt. Der Kopf fällt immer dem zu, der den Todesstoß versetzt hat. Auch bei den Ewestämmen in Nordwestafrika ist die Kopfjagd verbreitet. Auf den Salomonen zieht man die Kopfhaut mit den Haaren skalpartig ab und setzt diese Perücke auf eine Kokosnuß, die im Gemeindehaus aufgehangen wird; so hat man die Kraft, die Seele im Gemeindehaus aufbewahrt.

Bei manchen Kamerunstämmen darf kein Häuptling die Erbschaft seiner Vorgänger antreten, ehe er einen oder mehrere Männer umgebracht und deren einzelne Körperteile unter seine Verwandten verteilt hat.

Bei vielen wilden Völkern geht kein bedeutungsvolles Ereignis vorüber, welches nicht von einem Verzehren von Menschenfleisch begleitet ist. Die Haidah in Nordamerika haben eine eigentümliche Form der Anthropophagie. Nach der Zeit des Salmenfanges feiern sie ein Fest, zu dem sich der Häuptling, der auch Oberzauberer ist, im Walde durch wochenlanges Fasten vorbereitet; hiedurch wird er in höchste Ekstase versetzt, rennt zwischen den versammelten Stammesgenossen umher, beißt da und dort einem ein Stück Fleisch aus dem Körper und ißt es.[1]

Huldigte man auf Tahiti dem jungen Könige, so brachte man ihm von drei Menschenopfern je ein Auge auf einem Pisangblatte dar. Der Kopf wird für heilig gehalten und das Auge für dessen kostbarsten Teil. Daher wird dem Könige, als des Volkes Haupt und Auge, dieses überreicht. Hiedurch erhält er einen großen Zuwachs an Weisheit und Klugheit.

Vielfach werden die schönsten und tapfersten oder durch ihre Stellung hervorragendsten Kriegsgefangenen zuerst verzehrt; Herz und Gehirn werden bevorzugt, denn sie sind der Sitz der Tugenden, der Tapferkeit und Stärke, und diese will sich der Überwinder zu eigen machen. So erklärt sich, daß

1) H. H. Bancroft: The native races of the pacific Staates. III, p. 150. — In einer mir bekannten Kinderschar war ein sehr aggressiver Junge, welcher sich im Spiel als Hund gebärdete und seine Spielgenossen der Reihe nach zu beißen und ihnen Haarbüschel auszureißen versuchte; letztere aß er gelegentlich auf; allmählich ahmten alle Kinder dieses Kreises sein Spiel nach und schnappten im Scherz wie Hunde nach allen Spielgenossen.

Häuptlinge, Priester und auserlesene Krieger allein der Gunst teilhaft werden sollen, ihre moralischen Eigenschaften solchergestalt zu stärken und zu vermehren. Es ist häufig ein Vorrecht gewisser Klassen, einer eigenen Bruderschaft, die mit besonderen Heldentugenden ausgestattet sind; die höchste Stufe ist der Hametze oder Menschenfresser. — Damit die Regierung des Fürsten glücklich ausfalle, wird bei den Kinbunda (Portugiesisch-Westafrika) der tapferste aller Kriegsgefangenen geopfert. Der Wahrsager zerlegt den Rumpf und wahrsagt aus den Eingeweiden. Er trägt Sorge, daß jeder außer einem Stück Fleisch auch etwas vom Herzen bekomme, dem Sitz der Tapferkeit. Sie glauben nun infolgedessen eine solche Kraft zu erlangen, daß sie immer mit Erfolg gegen ihre Feinde kämpfen können.

Auf Isabel wird zuerst das Hirn des getöteten Feindes roh gegessen, dann die Schenkel und übrigen Glieder, zu deren jedem ein heiliges Lied gesungen wird. Die Scham wird in ein Bananenblatt gewickelt und dem höchsten Häuptling als ihm zukommender Anteil überreicht. Bei den Neukaledoniern bekommt derjenige, der den Feind erlegt hat, den Penis desselben als Ehrenteil. — Auf den Fidschiinseln wurde unter ganz bestimmten Liedern und Tänzen der Leichnam zum Tempel gebracht. Weiber und junge Mädchen führten sie auf, indem sie singend mit Stäben die Schamteile der Leichen berührten. — Die Scham war als das lebenspendende Glied ursprünglich den Göttern geweiht.

Die Aneignung der Eigenschaften geschieht in einer sublimierten Weise bei den südamerikanischen Tarianas und Tucanos, die den vermeintlichen moralischen Gewinn, die Eigenschaften und Tugenden des Verstorbenen in sich aufnehmen, indem sie den Körper über dem Feuer zu einer verkohlten Masse dörren und diese als Pulver mit Caxire vermischt trinken.

Die Dajaks geben den Knaben die Hirnhaut und das Herz erlegter Feinde zu essen, um sie tapfer und mutig zu machen. Bei den Südaustraliern erlangt der ältere Bruder die Körperschaft seines jüngeren Bruders, wenn er ihn ißt. — In Queensland verzehrt die Mutter ihr neugeborenes Kind, um die ihr durch die Leibesfrucht entzogene Kraft wiederzugewinnen.[1] —

1) Fenichel hat uns auf eine infantile Sexualtheorie von Knaben aufmerksam gemacht („Einige noch nicht beschriebene infantile Sexualtheorien“, Int. Ztschr. f. PsA. XIII, 1927, S. 166): Ein Mädchen kommt zustande, indem ein Junge wieder in den Mutterleib zurückkehrt, sozusagen eingestampft, in die Mutter zurückgepreßt oder von ihr gefressen wird. Dort wird er unter dem Einfluß des Vaters so behandelt, daß er seinen Penis verliert. Dann wird er als Mädchen wiedergeboren. Diese Theorie bringt er in einem Nachtrag („Zur Angst vor dem Gefressenwerden“, Int. Ztschr. f. PsA., XIV, 1928, S. 404) mit der in Märchen, z. B. in „Hänsel und Gretel“, im

Von den Jukuten und Tungusen, also mongolischen Stämmen, wird berichtet, daß sie die Nachgeburt ihrer eben entbundenen Weiber gebraten oder gekocht genießen. Die Weiber der Kamtschadalen essen die Nachgeburt, um desto schneller wieder gebären zu können.

Auch als Medikament gegen Husten oder Dysenterie werden kleine Stücke getrockneten Menschenfleisches bei Stämmen auf Borneo gebraucht.

Gelegentlich der Verfolgung eines Känguruhs entstand unter Australiern ein Streit, bei dem zwei Männer einen dritten erschlugen, den sie nebst dem erlegten Känguruh und einem getöteten Hund an einem Baum aufhingen und räucherten. Als Grund wurde angegeben, daß das Verzehren von Menschenfleisch stark und intelligent mache, besonders das von Weibern die sexuelle Potenz hebe.

An den Uferlandschaften des Viktoriasees gibt es eine Gemeinschaft, welche Leichen ausgräbt und auffrißt; sie glauben, dadurch unheimliche zauberische Kräfte zu bekommen und sich in wilde Tiere verwandeln zu können.

Die Abiponer aßen gern Tiger, Stiere, Wildschweine, weil diese Nahrung Stärke und Mut verleiht; sie verschmähten Nahrung, welche feige macht. Ebenso glauben die Kalifornier, durch das Aufessen tapferer Männer selbst tapfer zu werden, und so glaubten auch die Markesaner, durch das Aufessen des tapfersten Besiegten sich dessen Eigenschaften anzueignen.

Diese Motive sind es, derentwegen man besonders auf das linke Auge oder das Herz begierig war; aß man den Sitz der Seele, so aß man die Seele und ihre Eigenschaften, nahm selbst an Klugheit und Einsicht zu. Die Leiche guter Häuptlinge wird angeblich „aus Liebe aufgefressen". — In Queensland glaubt man, die Toten durch Verzehren zu ehren, — ein Motiv, dem wir auch bei anderen Stämmen begegnen.

Folklore usw. so häufig vorkommenden Angst vor der fressenden Mutter, der Hexe, in Zusammenhang, und deutet diese Befürchtungen als den angstvoll regressiven Ausdruck der Inzestwünsche der Knaben. Der Mutterleib wird symbolisch als Mühle, als Teufelsmühle, als Hölle oder als Unterwelt, in der Strafen erduldet, Kastrationsgefahren bestanden werden müssen, dargestellt. Die Figur der „furchtbaren Mutter", der Hexe die den Hänsel frißt, u. dgl. treten dann in Assoziationen auf, und die Angst, von der Mutter gefressen zu werden, wird in solcher Determination im allgemeinen in Psychoanalysen wohl noch häufiger gefunden werden als das „uralte Kindergut", die Angst, vom Vater gefressen zu werden. (Freud.) Er erinnert uns an das bekannte Hauffsche Märchen vom Zwerg Nase: Der Zwerg Nase muß eine alte Frau vom Markte nach Hause begleiten, kommt in ein Zauberschloß, wird durch ein Zauberessen in ein Meerschweinchen verwandelt, muß als solches eine Anzahl Jahre dienen und wird dann mit langer Nase entlassen. Uns interessiert im Rahmen unserer Arbeit hauptsächlich die Vorstellung, daß zur Entstehung eines neuen Menschenkindes ein Kind gefressen werden muß.

Man betrachtet das Verzehren auch geradezu als Trost in der Trauer um den Verstorbenen.[1] Fiel unter den Turrbal bei einem ihrer zeremoniellen Kämpfe bei der Jünglingsfeier einer von ihnen, so wurde er in streng ritueller Weise vom Medizinmann zerlegt und von allen aufgegessen. Sie aßen ihn, weil sie ihn kannten und liebten und jetzt wußten, wo er wäre, und damit sein Fleisch nicht verwese. Seine Mutter trug dann Haut und Knochen monatelang mit sich herum, und wenn sie mit einer anderen Horde zusammentraf, holte sie die Haut hervor, und die Freunde des Verstorbenen schnitten sich ein Stück davon ab. — So denken die Tangara, welche die Überreste ihrer Toten mit sich schleppen; wenn sie große Trauer packt, so essen sie ein Stück Fleisch von ihnen. Nicht selten, namentlich auf Isabel, sieht man Armbänder von Menschenzähnen, oder am Halse der Eingeborenen hängen Finger, Ohren oder Geschlechtsorgane.

Das Nierenfett gilt bei vielen Primitiven als ein Sitz der Seele, es bietet Schutz gegen böse Geister. Deshalb müssen die Zaubermeister ihren Körper mit Fett einreiben, um Zauberkraft zu erhalten. Andere Stämme bestreichen ihre Speerspitzen mit Nierenfett in dem Glauben, daß eine solche Speerspitze tödlich wirkt. Die Niam-Niam erklären, daß das Trinken von Menschenfett völlig berausche; sie trinken Töpfe von eineinhalb Quart, so daß der Trinker den ganzen Tag seiner Sinne nicht mächtig sei.

Der Australier reibt seinen Körper mit Nierenfett ein oder verzehrt es, um die Stärke des Getöteten auf sich zu übertragen. Mit dem Verzehren des Fettes, das als Sitz der besonderen Kräfte angesehen wird, soll auch die Persönlichkeit des Verstorbenen leiblich und sinnlich aufgenommen werden. Man fühlt sich auf diese Weise mit ihm körperlich eins werden. Der nächste Verwandte des Verstorbenen schneidet alles Fett an Gesicht, Lenden, Armen und Magen ab und reicht es den Verwandten zum Verzehren. Sie genießen von dem Fett, um weiterhin nicht mehr traurig zu sein.

---

1) Vgl. Freuds Ausführungen in „Das Ich und das Es" über die Ablösung einer Objektbeziehung durch eine Identifizierung und über die Introjektion eines verlorengegangenen Objektes (Ges. Schr., Bd. VI, S. 373) und seine Ausführungen über die während der Melancholie geleistete Arbeit in seiner Schrift: „Trauer und Melancholie" (Ges. Schr., Bd. V). — Sehr anschaulich beschreibt Abraham in seinem „Versuch einer Entwicklungsgeschichte der Libido" das Verhalten eines Patienten nach dem Tode einer nahen Verwandten: zuerst zeigte er wochenlang eine Unlust zur Nahrungsaufnahme — gegen seine sonstigen Gewohnheiten. Eines Abends hielt der Analysand eine ausgiebige Mahlzeit und hatte in der darauffolgenden Nacht einen Traum, welcher sich einerseits als Wiederbelebung der Toten, andrerseits als Verspeisung ihrer Glieder deuten ließ.

Die Massageten verzehren zusammen mit Schafen ihre hochbejahrten Verwandten; stirbt einer an Krankheit und kann nicht verzehrt werden, so wird dies als ein Unglück beklagt, da dem Gestorbenen nicht die Ehre eines Begräbnisses im Leibe seiner Verwandten zuteil geworden ist. Um ihre Verwandten nicht den Würmern zu überlassen, verzehren die Battak ihre Nächsten selbst. In diesem Zusammenhang zitiere ich aus einem Reisebericht des Marco Polo über die Bewohner von Dragojan (vielleicht sind es die heutigen menschenfressenden Batta): „Wird jemand krank, so rufen seine Freunde und Verwandten die Magier herbei und fragen, ob der Kranke wohl davonkommen werde. Antworten diese, daß der Kranke dem Tode nicht entrinnen könne, so halten sie demselben den Mund zu und bewirken so, daß er von ihrer Hand und nicht durch die Krankheit stirbt. Dann verzehren sie das Fleisch. Sie sagen zu ihrer Rechtfertigung, daß, wenn das Fleisch faule, die Würmer dasselbe verzehren würden, und fänden diese letzteren nichts mehr zu leben (nachdem sie das Fleisch gefressen haben), so würden sie den Hungertod sterben, aus welchem Grunde die Seele des Verbliebenen unausstehlich in der andern Welt würde leiden müssen." — Herodot (I, 216) berichtet uns: „Die Massageten halten diese Behandlung ihrer Anverwandten, d. h. das Opfern und Verzehren der alt gewordenen Blutsverwandten, für ein großes Glück. Solche Personen jedoch, die an Krankheiten sterben, verzehren sie nicht, sondern begraben sie; dies wird aber als ein Unglück beklagt, da dem Gestorbenen nicht die Ehre des Begräbnisses im Leibe seiner Verwandten zuteil geworden."

Der Fetischmann der Aschanti ißt das Herz des Feindes, damit er nicht durch den Geist des Gestorbenen gequält wird. Die Yamas am Amazonenstrom verzehren das Mark aus den Knochen ihrer Toten, weil sie wähnen, daß dadurch die Seele des Verstorbenen in ihren Körper übergehe.

Um den „bösen Geist", der die Krankheit bei einem kleinen Knaben verursacht hatte, zu beschwichtigen, töteten bei den Jingkangs die Verwandten seine Schwester; der Knabe mußte ein Stück gebratenen Fleisches seiner Schwester essen.

Überall sehen wir daher, daß der Geist und die Tugenden des Verzehrten in den Besitz des Essenden übergehen sollen, geradeso wie ihm durch andere Nahrung Zuwachs an physischer Kraft entsteht. In Parallele dazu steht der bei den Naturvölkern weitverbreitete Glaube, daß das Verspeisen gewisser Tiere oder Pflanzen besondere Eigenschaften verleiht. Wer die Mentalität der Primitiven kennt, wird nicht erstaunt sein zu erfahren, daß Religion und Anthropophagie eng verknüpft sind: Auf den Philippinen tötet der

Priester mit einem heiligen, nur diesem Dienste geweihten Schwert das Menschenopfer, öffnet die Brust der Leiche und taucht die Talismane des Gottes, die ihm um den Hals hängen, in das rauchende Blut ein.

Menschenopfer spielten in Mexiko eine große Rolle. Zur Zeit der spanischen Eroberung waren dort außerordentlich zahlreiche Tempel, bei denen sich oft eine Terrasse mit zwei Türmchen befand, welche für die Idole bestimmt waren; und vor den Türmchen lagen die Steine, auf denen man die Menschenopfer darbrachte. Diese Steine waren der Länge nach konvex gestaltet, so daß das daraufgelegte menschliche Schlachtopfer seine hervortretende Brust besser dem Schlachtmesser darbot. Noch existieren altmexikanische Darstellungen der Zeremonie: Das Opfer wurde von fünf kräftigen Gehilfen gehalten, und der Oberpriester öffnete ihm mit einem Obsidianmesser die Brust; dann griff er in die Brust des Opfers, schnitt das Herz heraus, um es zu Füßen des Idols niederzulegen, vor dem Weihrauch brannte. Mit dem Blute des Geopferten bestrich er die Lippen des Gottesbildes und besprengte die Priester und Gehilfen. Der Leichnam diente dann teilweise zur Nahrung für die Priester, teils erhielt denselben derjenige zur Speise, welcher das Opfer veranlaßt hatte. — Im Gegensatz dazu stand die aufmerksame Behandlung, welche häufig die zum Abschlachten Bestimmten vor ihrem Tode erlitten. Man wählte zu diesem Zweck einen schönen, jungen Gefangenen von tadelloser Körperbeschaffenheit und von aufgewecktem Geiste aus.[1] Man lehrte ihn das Flötenspiel, man gewöhnte ihn an das Rauchen nach Art der Großen und Prinzen, die besten Speisen wurden ihm vorgesetzt, die schönsten Kleider angelegt und während der letzten Lebensmonate führte man ihm die schönsten Mädchen zu. Nach Ablauf des Freudenjahres fand unwiderruflich seine Opferung statt, nicht in der Hauptstadt Mexiko, sondern in einer Stadt zweiten Ranges. Er wurde in einem Schiffe über den See gefahren, und in dem Maße, als man sich dem Bestimmungsorte näherte, entäußerte man ihn seiner Kleider, bis er zuletzt nackt anlangte. Am Tage seiner Hinrichtung wurde sofort ein neuer Gefangener auserwählt, der nun ein Jahr lang ebenso verwöhnt wurde. Oft fanden beim Opfer auch Tänze statt, an denen man den Gefangenen zwang, teilzunehmen. — Hervorzuheben ist, daß die Mexikaner nur von dem Fleische rituell Geopferter aßen, kein anderes Menschenfleisch, abgesehen von demjenigen der im Kriege erschlagenen Feinde. Bei der Belagerung Mexikos durch Cortez herrschte die größte Hungersnot, die zum

1) Auf die naheliegenden Zusammenhänge zwischen Totemismus und Anthropophagie bin ich im Rahmen dieser Arbeit absichtlich nicht eingegangen.

Verzehren von Baumwurzeln zwang, aber die zahlreichen Leichen in der Stadt blieben von den Belagerten unberührt. Prescott[1] berichtet uns, daß in Mexiko jährlich 20.000 Menschen geopfert wurden (die Krieger mußten ihre Gefangenen den Göttern opfern), und daß die Anthropophagie in voller Blüte stand.

Am Hofe der Jagas fand beim „Samtamento"-Feste ein Menschenopfer mit Anthropophagie statt. Das Schlachtopfer wurde mit denselben Ehren wie der Fürst behandelt. Der Jaga durchschnitt mit einem halbmondförmigen Messer den Rücken, bis er zum Herzen gelangte, das er herauszog. Das Blut strömte über die Brust und den Bauch des Jaga, dann rieben sich die Hofwürdenträger selbst den Körper mit Blut ein und riefen: „Groß ist der Jaga!" Das Fleisch wird dann mit Hunde- und Hühnerfleisch zusammen gekocht; dieses Gericht wird erst dem Jaga, dann seinen Würdenträgern und zuletzt allem Volk zur Speise vorgesetzt. Wer sich weigert, davon zu essen, verfällt der Sklaverei. Mit Gesang und Tanz endigt dann das Samtamentofest.

Dem Regengotte der Vicaraguas werden einige Kinder geopfert; die Bildnisse und Steinidole im Hause der Götter werden mit Blut besprengt, um den Gott geneigt zu machen, den nötigen Regen zu senden.

Da man auf den Vitiinseln die Anthropophagie für eine heilige Handlung hielt, hatte man eigene hölzerne Gabeln dafür, die man sonst nicht gebrauchen durfte. Auch die Gefäße, in denen das Menschenfleisch gekocht wurde, waren „tabu". Die Menschenmahlzeiten, bei denen Herz, Leber und Nase als besondere Delikatessen galten, wurden in der *Bure-nisa* (Fremdenhaus) abgehalten. — Die Polynesier benutzen zu ihren Kannibalenmahlzeiten ganz besondere, aus Holz geschnitzte Gabeln, die als Erbstücke sich in den Familien erhalten und mit individuellen Namen belegt werden; die Gabel eines Häuptlings, der sich durch großen Kannibalismus auszeichnete, hieß *undro-undro*, d. h. ein kleines Ding, das eine große Last trägt.

Die Polynesier haben für ihre Anthropophagie folgende mythologische Erklärung: Sie glaubten, daß die Geister der Gestorbenen von den Göttern oder Dämonen verzehrt, und daß der geistige Teil der von ihnen gebrachten Opfer von dem Geiste des Idols, dem das Opfer galt, verspeist wurde. Die Vögel, welche zum Bereiche der Tempel gehörten, nährten sich nach polynesischer Meinung von den Körpern der Menschenopfer, und man nahm an, daß der Gott in Vogelgestalt sich den Tempeln näherte und die auf

1) History of the conquest of Mexico.

dem Altar liegenden Opfer verschlang. Auf einigen Inseln war sogar das Wort „Menschenfresser“ eine Bezeichnung der Hauptgötter. Die Götter verschlingen die menschliche Seele, um sie zu reinigen oder sich einzuverleiben. Nun fraß man, die Götter nachahmend, den Feind auf, um ihn selber ganz in eigenen Besitz zu bekommen; man fraß die Verwandten, um durch sinnbildliche Ausübung der Tätigkeit der Götter ihnen zu rascherer Seligkeit zu verhelfen, vielleicht auch, um ihre Seelen als Schutzgeister an seine Person zu fesseln.

Nicht unerwähnt bleiben darf, daß Gebräuche, welche mit der Anthropophagie zusammenhängen, auch zu Handelsverträgen unter benachbarten Stämmen führen können. Einem Bericht von Thurnwald (Ztschr. f. Ethnologie, 16, 1907) entnehme ich folgendes: „Auf der ganzen Inselgruppe in dem Wasserbecken des Atolls herrscht Kannibalismus. — Zunächst stellte sich heraus, daß der Mörder den Toten nicht essen darf; ähnlich ist es in der Astrolabebai in Neuguinea mit den Schweinen. — Man wählt mit Vorliebe Weiber, die wenige oder keine Beschützer haben, von denen Blutrache droht. Vor allem hat man es auf die Witwen abgesehen. In unserem Einzelfall handelte es sich um ein Bukaweib, das an einen Nissanmann verheiratet war; der Mann war vor zehn Monaten gestorben und das Weib war zunächst bei dem Häuptling des Dorfes ihres Mannes verblieben. Nach etwa drei Monaten holte sie der Häuptling Salin aus Malés zu sich. Fünf Monate hielt sie sich bei Salin auf, führte dessen Wirtschaft und konzipierte von ihm. Da Salin dem Häuptling Somson aus Bangalu bei Siar zur Lieferung von Menschenfleisch verpflichtet war, war schon drei Monate vor Schlachtung des Weibes ausgemacht, daß Salin sie zur Schlachtung auffüttern sollte. Nun mietete Somson, der das Fleisch bekommen sollte, den Schlächter in der Person des Häuptlings Mogan aus Torohabau; er bezahlte ihn mit einem Schwein, zwei Bündeln Pfeilen, fünf Armringen und einem Messer. Jetzt sträubte sich zunächst Salin, seine Geliebte herauszugeben, von der er in drei bis vier Monaten ein Kind erwartete. Schließlich gab er der Überzahl nach und half bei ihrer Schlachtung dadurch, daß er sie festhielt; der erste Streich wurde vom Häuptling Mogan geführt. — Bei der Fleischverteilung, der *Kilué*, behielt der Häuptling Somson für sich die rechte Lende (der Embryo und die Geschlechtsteile wurden auch gegessen; die Brüste und Lenden galten als Leckerbissen); der Schädel fällt dem zu, der den Todesstoß versetzt hat; er darf ihn nicht essen, aber er pflanzt ihn als Trophäe in seinem Hause auf. (Der Schlächter ist immer aus einem dritten Stamme.) Die meisten haben die Stücke Menschenfleisch nicht gekauft,

sondern sie erhielten sie teils als Rückzahlung, teils in Erwartung seinerzeitiger Gegengabe gleicher Art. Für das Fleisch eines Mannes muß ein Mann, für das eines Weibes ein Weib wiedererstattet werden.

Daß ein Bukaweib geschlachtet wurde, hat wohl seinen besonderen Grund noch darin, daß stets Weiber an die Bukaleute, die nach Nissan kommen und allerlei selbstgefertigte Geräte bringen, verkauft werden. Bezeichnend dafür, wie die geschilderten Sitten zu einer Verschuldungskette von Menschenfleischlieferung führen und stets neue Schlachtungen bedingen, ist, daß genau ermittelt wurde, für welche Persönlichkeit Salin dem Somson schuldete, und daß Somson schon eine Frau mästete, die er dann Salin zum Verzehren geben wollte.

Es entsteht nun die Frage, ob diese von den Primitiven angegebenen Motive wirklich ihrer innersten Überzeugung entsprechen können oder nur mehr oder weniger geschickte Rationalisierungen für die Befriedigung der Eßlust, der Grausamkeit, des Wunsches nach Wiedervergeltung sind.

Um zu verstehen, ob der Anthropophage ein Wissen dessen, daß er Verbotenes oder Strafbares tut, verdrängen muß, ist es notwendig, zu versuchen, sich bei der Beurteilung aller Anschauungen der Primitiven in ihre Gefühlswelt hineinzuversetzen. — Wenn wir zum Beispiel die Leiche eines nahen Verwandten von Hunden fressen lassen würden, so würde das von unserem Standpunkt aus eine ungewöhnlich nichtachtende Behandlung des Verstorbenen sein. Unter den sibirischen Kamtschadalen hingegen wurden in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die Leichen in der Weise behandelt, daß man sie aus der Jurte herauszog, in kurzer Entfernung vom Tore liegen ließ, um sie von Hunden auffressen zu lassen; wobei man dachte, daß der Mensch, dessen Leiche auf diese Weise verzehrt wurde, die Macht erlange, mit diesen Tieren im zukünftigen Leben auf Hundeschlitten zu fahren. Das heißt vom Standpunkt der Kamtschadalen aus konnte man dem Toten keine größere Wohltat erweisen; denn da bei allen Primitiven Gleiches mit Gleichem vergolten werden muß, muß sich der Hund späterhin demjenigen dankbar erweisen, der seinen Hunger gestillt hat.

Bei den Primitiven besteht ein Abhängigkeitsbewußtsein von ausgesprochen persönlich gedachten Mächten und eine dadurch herbeigeführte Verkennung aller von uns als natürlich empfundenen, d. h. durch den Ablauf von Naturgesetzen bestimmten Zusammenhänge; Mißtrauen und Angst vor jeder nur halbwegs ungewöhnlichen Erscheinung des täglichen Lebens, welche den Anlaß dazu bilden, bei Plänen und Fahrten des einzelnen Menschen die ganze ihn umgebende Welt als Mitspielerin aufzufassen und aus ihren Zu-

fälligkeiten durch die erregten Sinne Ermunterung oder Warnung herauszulesen; der Naturumgebung ist man unbeholfener und unsicherer, den Menschen gegenüber mißtrauischer und engherziger, sich selbst aber betrachtet man als Mittelpunkt der Dinge, worauf sich alles Geschehen bezieht.

Darum empfinden es Primitive als eine Hingabe, als eine segensreiche Tat, wenn ein Tier ihnen in die Falle geht oder ihren Pfeilen erliegt. Eine Tat, die gewissermaßen von der „Tierheit" dieser Gattung ausgegangen ist und ihnen einen ihrer Angehörigen dargebracht hat. Darum müssen sie sich erkenntlich zeigen durch eine Handlung, die diesem Gattungswesen genehm ist, z. B. durch ein dargebrachtes Opfer.

Gegen das Heer von Zauber- und Fluchmitteln[1] sucht man sich, so gut man kann, zu schützen. Bei den Zauberern kauft man allerlei Schutzmittel, die um Hals oder Armgelenke getragen werden. Zur Ableitung gefährlicher Kräfte bedient man sich irgendwelcher Objekte oder Tiere; überall taucht das Sündenbockmotiv unter verschiedenen Verkleidungen auf. — Eine sehr verbreitete Art der Ableitung der von den Toten oder Geistern ausgehenden Ansprüche besteht im Abschlagen des kleinen Fingers der linken Hand, wohl als Ersatz der Hingabe der ganzen Person.

Ungewöhnliche Steine, Erdarten, Pflanzen und Tierstoffe, Feuer usw. werden als Träger besonderer Kräfte betrachtet. Besondere Bedeutung legt man menschlichen Knochen bei. Sie gelten als Mittel, die Geister zu vertreiben und so der Krankheit vorzubeugen oder sie zu heilen. Knochen von Tieren schnitzt man so, daß sie wie Menschenknochen aussehen, und legt ihnen dann die gleiche magische Wirkungskraft bei. — Von vielfacher Beziehung ist die Erde und was darauf wächst, der Rasen, das Gras und die Halme, auch das Heu.

Aber nicht bloß die erwähnten Gegenstände haben besondere Bedeutung, sondern der Primitive macht überhaupt keinen Unterschied zwischen belebten und unbelebten Gegenständen; alle Menschen und alle Objekte der Tier-, Pflanzen- und Mineralwelt besitzen in gleicher Weise Kräfte und können diese in günstiger und schädlicher Weise entfalten und sich gegenseitig beeinflussen, ja auch eine Stätte kann den Tod eines Menschen herbeiführen. Die Gleichsetzung aller Wesen zeigt sich in einem Ausspruch der Maori: „Warum sollen wir nicht Menschen essen? Die großen Fische fressen die kleinen, Hunde fressen Menschen, Menschen Hunde, Hunde einander, Vögel einander, ein Gott den andern." Bemerkenswert dürfte vielleicht sein, daß

1) Ebert: Reallexikon der Vorgeschichte. Bd. XIV, S. 506.

viele Primitive bei den Göttern dasselbe Verhalten voraussetzen wie bei sich.[1] Ich verweise auf die Bemerkung aus Thurnwalds Bericht, daß bei der Inselgruppe in dem Wasserbecken des Atolls der Mörder den Toten nicht essen darf, in der Astrolabebai in Neuguinea der Schlächter das Schwein nicht essen darf; d. h. Mensch und Tier sind gleichgestellt. Jedes neue Werk des Primitiven erscheint ihm wie eine neue zauberische Gestaltung, wie ein Wesen, das nun weiter für sich eine eigene Existenz führt und wirksam wird, sei es ein Knochenmesser, ein Pfeil, eine Bambuspfeife oder ein Kanu, ein Haus. Darum erfüllt der Mensch sie alle mit besonderen Seelenvorstellungen. Da die Vorgänge in der Natur als durch menschenartige Wesen bewirkt gelten, denkt man sie sich auch beeinflußbar, man sucht ihnen zuzureden oder zu drohen. Bei allem tritt dabei der Gedanke der Nachahmung hervor; man weiß von den andern, daß sie nachahmen und ahmt selber nach, — so erwartet man auch von den Naturwesen und Kobolden das gleiche.

Wenn sich der Primitive alle Dinge beseelt, mit guten und bösen Kräften versehen vorstellt, so ist damit nicht gesagt, daß er an eine vom Toten trennbare Seele glaubt; dieser Glaube ist selten und kommt nur bei wenigen Primitiven vor. Fast allgemein bilden Körper und Seele eine untrennbare Einheit, welche sich durch den Tod nicht verändert. Das Lebendige besteht in Mythen in allen Absonderungen, Speichel, Urin und Exkrementen; gerade in den Absonderungen stecken die Merkmale, die den lebendigen Körper vom toten unterscheiden und wieder neues Leben erzeugen können. Hierzu zählen nicht allein Tränen, Schnupfen, Schweiß und Blut, sondern auch der Atem und das Klopfen des Herzens: alle Dinge, die dem toten Körper fehlen, enthalten das Lebendige. Allein das bedingt den Unterschied zwischen einem toten und einem lebendigen Menschen. Genau so wie der Lebende sind auch die Toten zu behandeln: Man spricht zu ihnen ebenso höflich, setzt ihnen genau die gleichen Speisen und Genußmittel vor, und einen bösartigen Toten, d. h. seinen Leichnam, räumt man aus dem Wege, indem man ihn verbrennt. Der leblose Gegenstand oder der tote Mensch haben die gleichen Bedürfnisse wie der lebende: auch dem Toten macht es Freude, zu essen; er wird dadurch kräftig und seine Laune hebt sich, aus einem verdrossenen Klagegeist wird ein wohlwollender Schutzgeist. Wenn man auf dem zum Wahrsagen dienenden Zaubergegenstand seine

1) Eine Ausnahme bilden zum Beispiel die „Himmelsgötter“, worunter bei manchen Primitiven und zahlreichen Kulturvölkern die höchsten Götter verstanden werden.

Lieblingsspeise — Blut und Fett — und als Nachtisch eine schon vorgekaute Kolanuß reibt, so erlangt der Gegenstand nicht nur die zu seinem Amt nötige Kraft, sondern er wird auch in freundliche Stimmung versetzt und wahrsagt Gutes; durch Versprechungen weiterer Gaben kann man ihn noch freundlicher stimmen.[1]

Können die verschiedenen Verhaltungsweisen der Primitiven diese Kräfte nicht in dem erwünschten Sinne, z. B. durch Zauber, beeinflussen, so werden wohl an den Personen oder an ihrer Verfahrensart Mängel gefunden; jedoch nicht an der Grundlage der Lebensanschauung, des Gedankensystems und Glaubens.

Allen Rätseln und Gefahren der Umwelt hilflos ausgeliefert, hat der Primitive durchaus das Bedürfnis, kausal zu denken und Ursache und Wirkung miteinander zu verknüpfen, wobei er durchaus zur Verallgemeinerung neigt. Er verhält sich wie eine mir bekannte Dame, welche in kalter Luft ein gesundheitsstörendes Moment sah und davon überzeugt war, daß ihr Sohn im Frühjahr eine Malaria bekommen hatte, weil er im Winter bei Frost ohne Mantel gegangen war. Meine Erklärung, er sei von einer Anophelesmücke gestochen worden, nahm sie höchst ungläubig auf. Es herrscht fast unumschränkt das Prinzip: *post hoc, ergo propter hoc.*

Der Primitive verknüpft für unsere Vorstellungen durchaus entfernt liegende und in keinem Zusammenhang stehende Erscheinungen miteinander, zum Beispiel sticht bei den verschiedenen Vorgängen der Reifeweihe unter kalifornischen Indianern betreffs der Mädchen der Gedanke hervor, daß die betreffende Person in einen kritischen Zustand nicht nur für sich selbst, sondern auch in bezug auf die Gemeinschaft eingetreten ist, daß sie vermöge der Zauberkraft, die von ihr ausgeht, eine latente Gefahr für die ganze Umgebung bildet. Diese mystische Auswirkung wird mit der gesamten äußeren Natur, namentlich soweit sie von Bedeutung für das Leben des Stammes ist, in Zusammenhang gebracht: vielleicht fehlt es deshalb das nächste Jahr an Eicheln, oder die Lachse kommen nicht den Fluß herauf: deshalb, gewissermaßen um es vor den treibenden Mächten der Natur zu verbergen, wird das heranwachsende Mädchen mit einer Decke verhüllt oder unter einen großen Korb gesetzt usw.; wenn diese und zahlreiche andere Vorsichtsmaßnahmen nicht auf das gewissenhafteste erfüllt worden wären, könnte die befürchtete Schädigung eintreten. War das aber der Fall gewesen, so konnte irgendeine andere Verhaltungsweise der Mädchen während der Reifezeit die Ursache

1) Ebert: Reallexikon der Vorgeschichte. Bd. X, S. 304.

für das Unglück gewesen sein, und die Folge mußte eine weitere Vorsichtsmaßnahme sein. Man kann sagen, das ganze Leben der Primitiven besteht in der Befolgung von Vorschriften und der Durchführung von Meidungen, um überall drohendes Unheil abzuhalten. — Das Kind wächst daher unter ganz anderen Bedingungen auf als unsere Kinder, denen wir eine sorglose Jugend zu bereiten versuchen. Die Nahrungssorge beginnt außerordentlich früh. Wie die Kinder von den Alten wissen, wimmelt es von bösen Geistern und schrecklichen Wesen aller Art. Auch allerlei Feldfrüchte und Fleischsorten sind ihnen zu essen verboten. Das Fleisch des Kuckucks soll bewirken, daß die Mädchen ein Kind nach dem andern bekommen, oder daß die Knaben eine Witwe heiraten müssen. Von Kasuarfleisch bekommen die Kinder lange Hälse, von dem des Känguruhs dicke Bäuche. Lassen sich die Mädchen in der Entwicklungszeit zum Genuß von Krebsen und Muscheln verleiten, so ziehen sich ihre Brüste zurück wie diese Tiere in die Erdlöcher. Genießt ein Bursche etwas vom weiblichen Beuteldachs, so besteht die Gefahr, daß er bei der Beschneidung verblutet; das Verzehren großer Eidechsen ruft bei den Knaben krankhafte Begier nach geschlechtlichem Verkehr hervor. Man sieht, wie eine Einverleibung eines Tieres eine Identifizierung mit demselben herbeiführt, wobei die Symbolik eine Rolle[1] spielt. Eine ganze Reihe anderer Mißstände, Gebrechen, Abnormitäten kann durch Genuß bestimmter Speisen hervorgerufen werden. Besteht einerseits das ganze Leben des Kindes in dem Erlernen dessen, was ihm Schaden bringen kann, so kann andrerseits das Kind die Erwachsenen, die Familie oder den ganzen Clan schädigen, wenn es durch irgend etwas auffällt, und muß daher rücksichtslos von den Eltern beseitigt werden, was sie auch freiwillig tun; z. B. wenn es zufällig während der Entbindung defäzierte, mit den Füssen voraus, oder schon mit einem durchgebrochenen Zahn zur Welt kam usw. Wenn ein Mißgeschick in der Familie der Mutter oder des Vaters eingetreten war und der Primitive immer einen Sündenbock finden muß, wurde die Schuld auf das Kind geschoben und gesagt: Sieh, das Kind bringt Unglück, laß es uns beseitigen, sonst gehen wir alle zugrunde.

1) Freud sagt im „Ich und Es" (Ges. Schr., Bd. VI, S. 373): „Eine interessante Parallele zur Ersetzung der Objektwahl durch Identifizierung enthält der Glaube der Primitiven, daß die Eigenschaften des als Nahrung einverleibten Tieres dem, der es ißt, als Charakter verbleiben werden, und die darauf gegründeten Verbote. Dieser Glaube geht bekanntlich auch in die Begründung des Kannibalismus ein und wirkt in der Reihe der Gebräuche der Totemmahlzeit bis zur heiligen Kommunion fort. Die Folgen, die hier der oralen Objektbemächtigung zugeschrieben werden, treffen für die spätere sexuelle Objektwahl wirklich zu."

Soweit bei den Wilden Naturgesetze unbekannt sind, können sie sich keine sogenannte natürliche Ursache für eine Erkrankung oder den Tod vorstellen, sondern es muß eine Persönlichkeit dafür verantwortlich gemacht werden; ein Tier oder ein böse gesinnter Mensch, ein Zauberer oder eine Hexe, ein böser Geist oder ein Verstorbener, der nach seinem Tode nicht richtig behandelt worden ist.

Die Mambanga kennen keinen natürlichen Tod, so daß Krankheit und Tod nur durch den bösen Willen anderer bewirkt worden sein kann. Nun wird das Orakel befragt, welches einen oder mehr Menschen als Urheber des Todes bezeichnet, die infolge des Spruches erdrosselt und verzehrt werden. — Die Neukaledonier verschaffen sich Leichen, indem sie Anklage wegen Zauberei erheben; Anklage und Urteil ist eins. Die Häuptlinge pflegen reichlich Gebrauch davon zu machen.

Das Gefühl der Hitze bei einer fieberhaften Erscheinung wird als Feuer gedeutet, und zwar als solches, welches von der Verwundung des transzendenten Pfeils Gamabs herrührt. Gamab wird bei den Bergdama[1] als derjenige betrachtet, der die Menschenkinder sterben und zu sich ins Jenseits kommen läßt. In diesem Vorstellungskreise müssen die Zauberer eine große Rolle spielen, welche den Krankheitserreger aussaugen müssen; die Krankheitserreger werden als kleine Löwen, Tiger, Leoparden usw., also als gefährliche Raubtiere vorgestellt, oder als Krankheitsdämonen in Gestalt von Menschen, Tieren, Fischen, Reptilien und Monstren der verschiedensten Art. Es kann aber auch ein Stein, ein Messer oder sonst ein lebloser Gegenstand die Krankheitsursache darstellen, welche ausgesaugt werden muß. Die Golde (Sibirien) sagen: Bauchschmerzen werden durch den Irbis- oder den Tigerdämon verursacht. Die Tschuktschen nennen den Krankheitserreger „Mörder" und die Jakuten „Fresser".

Sahen wir, daß der Primitive, gedrängt von ihn verfolgenden Vorstellungen, gegen seine eigenen Kinder rücksichtslos vorgehen kann, so macht er andrerseits auch vor seinem eigenen Körper nicht halt, um ein Unheil abzuwenden, das ihm, und zwar von Verstorbenen, drohen könnte. In Zentral-Holländisch-Neuguinea nehmen die erwachsenen Trauernden eine Verstümmelung an den Fingergliedern vor; bei jedem Todesfall eines Nahestehenden wird ein Finger abgehackt oder der Helixrand des Ohres beschnitten. Eine ähnliche Sitte ist bei vielen Stämmen von Nordamerika verbreitet. Diese Tatsachen zeigen deutlich, wie groß die Furcht der Primitiven besonders vor den Toten ist, deren Zorn und Rache man sich durch eine

1) Kleiner negroider Volksstamm in den Gebirgen von Deutsch-Südwestafrika.

falsche Behandlung, deren Gunst und Wohlwollen, deren Tugenden und Kräfte man sich durch ein höfliches Benehmen, durch Geschenke und verabfolgte Nahrung erwirbt; wobei die Behandlung, wie bei den oben zitierten Kamtschadalen von den verschiedensten Anschauungen, welche den unsrigen häufig widersprechen, ausgehen kann. Zum Beispiel kann die Ehrung eines Häuptlings bei dem Hirtenvolk der Bakitara Ostafrikas darin bestehen, daß seine Leiche kunstgerecht in einem Dunghaufen neben seinem Hause beerdigt wird. — Gleich bleibt jedoch bei den Primitiven der Gedanke, daß der Tote die gleichen Eigenschaften betätigt wie der Lebende. Die Furcht vor dem Toten kann so weit gehen, daß die Hinterbliebenen den Ort des Todes verlassen, zum mindesten die Stelle, welche einen ihrer Freunde getötet hat, meiden. Wie ich schon oben angeführt habe, gilt eine Beerdigung bei vielen Primitiven als durchaus respektlos.[1] Bei den Sippen am Ost- und Südostabhang des Mount Elgon in Ostafrika werden nur Leute, die an Blattern gestorben sind, Selbstmörder und Diebe eingegraben.

Um sich das Wohlwollen und die Tugenden eines Verstorbenen zu verschaffen, ist es nicht nötig, die ganze Leiche in einer bestimmten Weise zu behandeln, sondern es genügt, wenn Teile derselben, wie z. B. der Schädel, oder Waffen und Kleidungsstücke entsprechend behandelt und geehrt werden, oder auch Nachbildungen aller Art. Es ist ein ganz allgemeiner Zug des primitiven Denkens und Handelns, daß ein Teil für das Ganze, eine Nachbildung für das Vorbild gelten kann. Ich erinnere hier an die bekannten Verzauberungspuppen aus Holz oder Lehm bei den Bewohnern der Südsee, welche aber, ehe sie ihre Wirksamkeit entfalten können, zuerst mit der Persönlichkeit, die sie darstellen sollen und welche man verzaubern will, in irgendeinen Kontakt gebracht werden müssen; zum Beispiel dadurch, daß man eine Bananenschale, auf welche der zu Verzaubernde getreten ist, um die Puppe legt. So kann eine wirkungsvolle Nachbildung eines Toten dadurch hergestellt werden, daß der Lehm für seine Nachbildung mit seiner Asche vermischt wird, oder daß Teile vom Schädel in der verschiedensten Art eingerahmt werden. (Daß die Vorstellung von der Wirksamkeit von Handlungen, welche an künstlichen Nachbildungen ausgeübt werden, auch noch in unserem Kulturkreis lebendig ist, beweisen die vielen wächsernen Hände, Füße und Herzen an katholischen Wallfahrtsstätten, welche von Kranken vor dem Bildnis der Jungfrau Maria aufgehängt werden.)[2]

1) Eine Ausnahme bilden zum Beispiel westafrikanische Stämme.

2) Vgl. Freud: „Totem und Tabu". III. Kap.: Animismus, Magie und Allmacht der Gedanken, Ges. Schr., Bd. X, S. 93. — Fenichel hatte die Liebenswürdigkeit,

Auf Neukaledonien wurden die Schädel in der Familie aufbewahrt; die von Häuptlingen galten als besonders wirkungsvoll; sie wurden zur Heilung von Krankheiten, Herbeiführung einer guten Ernte, für einen erfolgreichen Krieg oder für den guten Ausgang einer Reise verwendet.

Ein besonderes Verfahren, durch das man eine innige Verbindung mit dem Toten herstellen will, besteht darin, daß man entweder das Fleisch des Verstorbenen verzehrt, oder daß man die von der ausgesetzten Leiche herabtropfende Flüssigkeit dem eigenen Körper zuführt oder ihn mit der Flüssigkeit einreibt.

Diese Art, sich Eigenschaften durch Einverleibung oder Kontakt anzueignen, ist kein auf verstorbene oder erschlagene Menschen allein angewandtes Verfahren, sondern nur ein Einzelfall aus einer konsequent durchgeführten Verhaltungsweise: die Abiponer aßen gern Tiger, Stiere und Wildschweine, weil diese Nahrung Stärke und Mut verleiht; — sie verschmähten Hühner, Eier, Schafe, Fische, weil sie feige machen. Bei den Natchez pflegte man Knaben auf Panther-, Mädchen auf Büffelkalbfelle zu legen, damit sie sich die Gemütsart dieser Tiere aneignen möchten.

Es könnte nun die Frage entstehen, warum der primitive Mensch diesen direkten Weg der Leichenbehandlung oder eines Teiles derselben gehen muß, um dem Zorn des Toten auszuweichen, seines Wohlwollens, seiner Tugenden und seiner Kräfte habhaft zu werden. Warum kann er nicht den Toten in Gedanken verehren, sich seine Tugenden vorhalten, sich mit den Kräften des Verstorbenen auf gedanklichem Wege identifizieren? Zur Beantwortung dieser Frage muß ich das primitive Denken kurz skizzieren.

Beim Verkehr mit Primitiven fällt dem Europäer zuerst deren körperliche Ausdrucksweise auf. Am meisten Aufmerksamkeit ist immer den verschiedenen Ausdrucksarten des Erstaunens geschenkt worden. Charakteristisch für dieses Erstaunen ist der gesamtkörperliche Ausdruck. Bei uns bleiben derartige Äußerungen gewöhnlich auf die Gesichtsmuskulatur beschränkt. Vielfach wird bei Primitiven in Wirklichkeit ausgeführt, worauf unsere Redensarten in scheinbar bildlicher Übertreibung hinweisen. — „Ich bin vor Erstaunen auf den Rücken gefallen"; in der Tat werden derartige Bewegungen — übrigens genau wie bei den Menschenaffen — von niedrigen Naturvölkern gemeldet. Mancher, der zum erstenmal einen Schuß hört,

mich auf folgende Tatsachen hinzuweisen: 1. Bei manchen Backfisch- und Schülerschwärmereien ist es üblich, den Namen der oder des Geliebten auf kleine Zettelchen zu schreiben und dieselben zu verschlucken. 2. Eine Patientin konnte von Bäckereien in Buchstabenform diejenigen nicht essen, die im Namen ihres Freundes vorkamen.

wirft sich vor Schreck auf den Rücken. Vor allem will man durch Handlungen oder gesamtkörperliche Ausdrucksbewegungen seine Friedfertigkeit beweisen: so wenn die Leute eines Dorfes bei der Ankunft von Weißen mit erhobenen Händen ins Wasser springen, um ihre Waffenlosigkeit anzudeuten, oder einen Tanz beginnen oder sich an die Nase fassen, um den freundschaftlichen Geruch anzudeuten (wir reden im negativen Sinn von „einen nicht riechen können"), oder sich an den Nabel fassen, um die gleiche Abstammung zu symbolisieren, die ja Freundschaft bedeutet.

Bei der Begrüßung von Stammesangehörigen kommen natürlich vor allem Gefühle der Freude zum Ausdruck. Ein Vater wälzt sich zur Begrüßung seines monatelang abwesend gewesenen Sohnes heulend im nassen Lehm („sich wälzen vor Lachen").

Da dem Primitiven die Worte fehlen, einen abstrakten Begriff auszudrücken, gibt er das von ihm Empfundene oder Gedachte durch Bewegung seines ganzen Körpers wieder. Das ganze Denken der Primitiven haftet so sehr am Konkreten, daß er keinen Denkvorgang durchführen kann, der sich nicht in Einklang mit der Wirklichkeit bringen läßt.

Eine Zahlenoperation auszuführen, ohne daß deren Sinn in der lebendigen Wirklichkeit wurzelt, ja von den natürlichen Verhältnissen direkt gefordert wird, liegt Naturvölkern im allgemeinen ganz fern, ist ihnen nahezu unmöglich. Stellt man ihnen Aufgaben, so zeigt sich sehr oft deutlich, wie wirklichkeitsabstrakt wir zu denken gewohnt sind, wie sie dagegen mit ihrem Denken im Wirklichen wurzeln. Zum Beispiel gab man in einem Falle von Sprachstudien mit einem Indianer diesem den Satz zu übersetzen: „Der weiße Mann hat heute sechs Bären geschossen." Er war nicht dazu zu bewegen, ihn zu übersetzen, weil „es nicht möglich sei, daß der weiße Mann an einem Tage sechs Bären erlege". Der Primitive kennt keine Personalpronomina, also keine Satzbildungen, wie: Er hat gegeben, er hat genommen usw., sondern nur einen Satz, wie: Der Mann N. N. hat Banane, hat Schaf gegeben, genommen usw.; noch unverständlicher ist ihm eine Infinitivform. Die Vorstellung einer Zahl an sich, losgelöst von irgendwelchen konkreten Dingen, existiert nicht. Wir kennen das System des „kleinen Zyklus" in Siam[1] und Laos, das zwölf Jahre faßt, in welchem jedes Jahr der Reihe nach den Namen eines Tieres trägt: Ratte 1, Rind 2, Tiger 3, Hase 4, Drache 5, Schlange 6, Pferd 7, Ziege 8 . . . Jeder Siamese kennt das Tier seines Geburtsjahres und die Reihenfolge der Tiere. Fragt man: Wie alt

1) Ztschr. f. Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane. Abt. 1, 60, 1912.

bist du?, so erhält man zur Antwort: Ich bin aus dem Rattenjahr; oder: Ich bin aus dem Hasenjahr. Um das Alter des Gefragten zu erkennen, muß man wissen, wieviel Jahre zwischen dem Tierjahr und dem gegenwärtigen liegen. Die Leute kennen nicht ihre Alterszahl, aber ihr Zahlentier.

Wo sich Zahlen finden, werden sie nicht in unserem abstrakten Sinne gebraucht, sondern nur verbunden mit bestimmten Gegenständen; z. B. zwei Bäume und ein entfernter, zwei Eichen und ein dritter Laubbaum sind nicht drei ohne weiteres, sondern eben zwei und einer.

Wie wenig das primitive Denken begrifflich arbeitet, zeigt, daß in vielen primitiven Sprachen die menschlichen Körperteile nie als solche, als Arm, Bein, Nase vorgestellt werden, sondern nur in der konkreten Verbindung mit einer Persönlichkeit: mein, dein, sein, ihr Arm, Bein oder Nase, und daß darum auch für diese Verbindung andere Possessivpronomina oder Affixe verwendet werden als für wirtschaftliche Eigentumsansprüche an ein Haus, Kanu oder Schwein.

Die auf das Konkret-Sinnliche gerichtete Denkweise kommt vor allem in Redensarten zum Ausdruck, die an Stelle von zusammenfassenden abstrakten Wendungen, wie wir sie zu gebrauchen pflegen, deskriptiv verfahren: so statt „ich bade“: ich will meinen Körper waschen; statt „ich schlage dich“: ich schlage dein Fleisch; statt „ich habe dich gesehen“: ich habe deinen Körper gesehen u. dgl.

Der Abstraktionsprozeß besteht in einem Auffinden des Gemeinsamen, zum Beispiel bei Eigenschaften: groß, spitz, grün, mutig. Die Ausdrucksweise aller primitiven Sprachen ist konkret, indem die Eigenschaftsbezeichnungen noch nicht vom Gegenständlichen losgelöst wurden, etwa ähnlich, wie sie noch unseren Ausdrücken orangefarben, mandelförmig, dornig, mammuthaft, pyramidal, hündisch usw. anhaften. Man darf nicht vergessen, daß auch heute bei unseren Abstraktionen sich noch vielfach konkrete Vorbilder, Symbole in den Vordergrund drängen, die keineswegs bei allen Individuen gleich sind und darum oft das Streiten mit abstrakten Begriffen zu einem Aneinander-Vorbeireden bringen; so denkt zum Beispiel der eine, der von „Tüchtigkeit“ spricht, an die besondere körperliche Ausstattung ihm vor Augen schwebender, persönlich bekannter, idealisierter Menschen, der andere an gewisse geistige Eigenschaften ebenfalls ihm vorbewußt vorschwebender wirklicher Leute. Wenn der Begriff „mutig“ fehlt, so fehlt erst recht der Begriff „Mut“; und man kann sich den Mut natürlich nicht auf geistigem Wege aneignen.

So sehr der Sinn des Primitiven am Konkreten haftet, so verschwommen bleibt ihm doch die Grenze zwischen Wirklichkeit und Schein. Das Gedachte

erscheint schon wie die Wirklichkeit. So wie man durch das Bild die Sache zu treffen hofft, so auch durch das bloße Wollen, durch die Behauptung eines gewünschten Sachverhaltes. So ist die Lüge oft als ein Zauber gemeint, um durch eine Darstellung die Wirklichkeit zu korrigieren. So stellt sich die Lüge als eine Täuschung dar, der man sich selbst gerne hingibt, um sich über Unannehmlichkeiten hinwegzusetzen. Darum fehlt auch der Unterschied zwischen Irrtum und Lüge, ähnlich wie bei unseren Kindern oder wie bei der *Pseudologia phantastica.* Das trägt dazu bei, daß der Primitive zwischen Denken und Handeln nicht unterscheidet; einerseits faßt der Primitive seine Denkvorgänge als reale Ereignisse der Außenwelt auf, andrerseits ersetzen sie ihm seine Handlungen. Ein von mir analysierter Schizophrener brachte eine Einfallsreihe, welche mit dem Resultat schloß: Mein Vater und unsere alte Haushälterin haben sich zusammengetan, meine Mutter frühzeitig getötet, um miteinander in Beziehung treten zu können. Darauf berichtete er seinen Verwandten brieflich von dem vor Jahren stattgehabten Mord. — Die hier skizzierte Denkweise macht es verständlich, daß der Ärger des Wurms in der Erde dem Toten im Jenseits schaden soll, wenn er kein frisches Menschenfleisch mehr in der Erde findet: zwischen totem und lebendigem Menschen einerseits, zwischen Mensch und Wurm andrerseits ist kein Unterschied, sie können sich gegenseitig beeinflussen, — und Gedanken haben dieselbe Bedeutung wie Taten, d. h. die Gedanken des Wurms in der Erde können sich schädigend auswirken wie Taten des Wurms.

Da das Denken des Kindes dem des primitiven Menschen in vielen Beziehungen sehr ähnlich ist, dürfte es nach allem, was wir bis jetzt über die Identifizierung mit einem Objekt auf dem Wege der Introjektion erfahren haben, verständlich sein, warum das kleine Mädchen phantasiert, daß es den Penis des Vaters aufißt, um selbst zu einem Penis oder zu einem Kinde zu kommen.[1] Ich glaube, meine Ausführungen sind geeignet, verständlich zu machen, warum das kleine Mädchen sich nur auf diesem Wege eine Vereinigung mit dem Vater vorstellen kann. In dem Ausdruck: „Ich hab dich zum Fressen gern" liegt einerseits eine Ehrung des also Angesprochenen und andrerseits ein Wunsch, sich die Persönlichkeit des andern anzueignen. Im übrigen glaube ich, daß auch bei Knaben häufig die Phantasie vorkommt, den Penis des Vaters aufzuessen, um zu seiner Potenz

1) Vgl. Rank: Völkerpsychologische Parallelen zu den infantilen Sexualtheorien. Zentralbl. f. PsA. II, S. 372 und 425.

zu gelangen. Jedenfalls dürfte dieses unbewußte Motiv bei passiv-homosexuellen Männern mitsprechen, welche bei sich den Koitus *per os* oder *per anum* vollziehen lassen.

Einverleibungsphantasien spielen nicht bloß bei der Melancholie, sondern auch bei der Schizophrenie eine Rolle. Ein schizophrener Patient, welcher wegen eines stuporösen Zustandes in einer geschlossenen Anstalt untergebracht gewesen war, hatte bald nach Beginn der psychoanalytischen Behandlung bei mir einen Traum, in welchem er Kot brechen mußte, aber keine Einfälle zu demselben. Nach einigen Wochen erinnerte er sich, von einer Menschenmenge geträumt zu haben. Dazu fiel ihm der Darm ein; darauf erzählte er, wie er bei sich von vielen Freunden die Fellatio hatte ausüben lassen. Ich denke, es wird klar, welches Motiv hinter seiner passivhomosexuellen Haltung steht.

In der Kraepelinschen Klinik sah ich einen Katatoniker, welcher steif, mit nach hinten gewendetem Kopfe dalag und als Erklärung für sein Verhalten angab, er könne den Himmel, die Sonne und die Jungfrau Maria nicht sehen, weil ihm ein Vogel in den Kopf beziehungsweise Leib gesetzt worden sei, und zwar vom Kaiser, bestimmten Psychiatern und bestimmten Krankenpflegern, welche seit seiner Erkrankung eine Rolle in seinem Leben gespielt hatten; andrerseits waren die genannten Personen aber auch der Vogel selbst. Es ergab sich, daß er die genannten Personen als Autorität anerkannt, aber auch gehaßt hatte. Ich glaube, daß er zwei Motive für seine Introjektionsphantasien hatte: einerseits diese Autoritätspersonen zu vernichten und andrerseits sich ihre Eigenschaften anzueignen.

Ein anderer schizophrener Patient, welcher sich geistig nie hatte betätigen können, hielt bis fast zum Schluß einer längeren Analyse an dem Wunsche fest, auch Psychoanalytiker werden zu wollen. Obgleich er seine Schulaufgaben nie hatte bewältigen können, glaubte er, sich mein Wissen sehr leicht aneignen zu können, wenn er durch meinen Tod in den Besitz meiner Bibliothek kommen würde. Seit seine Frau infolge einer Operation eine Abneigung gegen den Verkehr hatte, kannte er neben Essen und Trinken kaum andere lustbetonte Beschäftigungen in seinem Leben. Zum Schluß seiner Analyse brachte er eine Reihe von Träumen, aus welchen seine Wünsche, sich meine sämtlichen Organe einzuverleiben, immer deutlicher wurden.[1]

1) Siehe Bally: Zur Behandlung schizoider Neurotiker. Int. Ztschr. f. PsA. XVI, 1930, S. 249. — Melanie Klein: Die Bedeutung der Symbolbildung für die Ichentwicklung. Int. Ztschr. f. PsA. XVI, 1930, S. 57.

Meine Ausführungen wären unvollständig, wenn ich nicht darauf hinweisen würde, daß dieselben Anschauungen und Gebräuche, wie wir sie heute bei den Primitiven finden, in reichem Maße in der Mythologie, im Folklore, in Sagen, in Volksmärchen und im Aberglauben der Völker Europas bis in die heutige Zeit vertreten sind. Es läßt sich zeigen, daß in der Volksliteratur alle wesentlichen Gesichtspunkte, welche bei der Anthropophagie in Betracht kommen, von dem rohen sättigenden Genuß des Menschenfleisches, also der rein materiellen Seite, bis zu den damit verknüpften, verfeinerten abergläubischen Vorstellungen, die bis in die letzte Zeit hinein verbreitet sind, in Handlungen ihre Wirksamkeit entfalten.

Aus der griechischen Mythologie erinnere ich an die Schilderung der Odyssee, wo der Kyklop Polyphem in der rauchgeschwärzten Höhle nach den Gefährten des Dulders von Ithaka griff:

> Deren er zween anpackt, und wie junge Hund' auf den Boden
> Schmettert: blutig entspritzt ihr Gehirn und netzte die Erde.
> Dann zerstückt' er sie Glied vor Glied, und tischte den Schmaus auf,
> Schluckte drein, wie ein Leu des Felsengebirgs und verschmähte
> Weder Eingeweide, noch Fleisch, noch die markichten Knochen.

Tantalus, der am Tische der Götter speisen durfte, suchte deren Allwissenheit zu prüfen, indem er ihnen das Fleisch seines wegen Blutschande zerstückelten Sohnes Pelops vorsetzte. Nur Demeter ißt aus Versehen von der Schulter, während die übrigen Götter die Speise erkennen. Atreus tötet die beiden Söhne des Thyestes, läßt die zerstückelten Leichname teils kochen, teils braten und setzt dem Vater beim Gastmahle das Fleisch zum Essen, das Blut unter den Wein gemischt zum Trinken vor.

Erwähnen will ich noch jenen Zug, welcher bei der heutigen Anthropophagie charakteristisch und noch erhalten ist, die völlige Vernichtung des Feindes dadurch, daß man ihn verspeist, im Volksmärchen Schneewittchen: die Stiefmutter Schneewittchens verzehrt Leber und Lunge in der Vorstellung, es wären Leber und Lunge des von ihr gehaßten Schneewittchens. — Bei Grabschädigungen zu Rostasin bei Lauenburg (Pommern) und Heidemühl (Kreis Schlochau) in den Jahren 1871 und 1877 sind den Leichen Blut oder Stückchen Fleisch entnommen worden, um sie Erkrankten einzugeben.

Daß kannibalistische Regungen in unserem Kulturkreise noch heute eine Rolle spielen, beweisen uns die von G. H. Graber mitgeteilten zweihundert Träume aus dem vierten Schuljahr einer Berner Volksschule; unter zwei-

hundert Träumen sind zehn ausgesprochen kannibalistischen Inhalts.[1] Ich zitiere einen von ihnen: „*Der Teufel. Ich mußte einmal in den Keller. Da sah ich in der Ecke einen Teufel. Da nahm ich einen Stecken und schlug ihn auf den Kopf, daß er tot war. Ich ging in die Küche hinauf, zu der Mutter, aber ich sagte nichts. Dann sagte sie, ich soll in den Estrich, um Holz zu holen. Ich ging. Aber als ich Holz nehmen wollte, sah ich eine greuliche Hexe hinter der Tür. Sie sprang auf mich zu und verschlang mich.* Dann erwachte ich; ich war froh, daß es nur ein Traum war."

Bemerkenswert ist, daß keine einzige der Träumerinnen sich aktiv kannibalistisch betätigt, sondern daß sie alle in ihren Träumen gefressen werden. Man darf annehmen, daß die Träumerinnen alle den Wunsch haben, in einem fremden Körper eingebettet zu sein. (In welchem Maße bei diesen Kindern Triebregungen der oral-sadistischen Entwicklungsstufe verdrängt sein mögen, will ich dahingestellt sein lassen.) Auffallend ist ja die uns frappierende Gleichgültigkeit vieler Kannibalen gegen das Gefressenwerden, wie wir aus folgendem Beispiel ersehen: Die Anziquen an der Loangoküste von Gorilla bieten sich zuweilen aus Lebensmüdigkeit oder Ruhmsucht als Speise an, denn sie halten es für etwas Großes und für das Zeichen einer edlen Seele, das Leben zu verachten.

Den Psychoanalytiker dürfte sicher die Frage interessieren, wie weit sich Übereinstimmungen zwischen den in dieser Arbeit geschilderten Gebräuchen und Vorstellungen und neueren Befunden in der psychoanalytischen Literatur finden lassen. Die Bereitschaft mancher Primitiver, sich fressen zu lassen, z. B. der Anziquen an der Loangoküste, läßt uns an einen von Freud in „Hemmung, Symptom und Angst"[2] beschriebenen jungen Amerikaner denken. Freud sagt: „Wir haben bereits gehört, daß der kleine Hans als den Inhalt seiner Phobie die Vorstellung angab, vom Pferd gebissen zu werden. Nun haben wir später Einblick in die Genese eines anderen Falles von Tierphobie bekommen, in der der Wolf das Angsttier war, aber gleichfalls die Bedeutung eines Vaterersatzes hatte. Im Anschluß an einen Traum, den die Analyse durchsichtig machen konnte, entwickelte sich bei diesem Knaben die Angst, vom Wolf gefressen zu werden, wie eines der sieben Geißlein im Märchen. Daß der Vater des kleinen Hans nachweisbar ‚Pferdl' mit ihm gespielt hatte, war gewiß bestimmend für die Wahl des Angsttieres geworden; ebenso ließ sich wenigstens sehr wahrscheinlich machen,

1) In welchem Maße dieselben durch den Anblick des Berner Brunnens „Der Kindlifresser" angeregt sein mögen, wage ich nicht zu entscheiden.

2) Ges. Schr., Bd. XI, S. 43.

daß der Vater meines erst im dritten Jahrzehnt analysierten Russen in den Spielen mit dem Kleinen den Wolf gemimt und scherzend mit dem Auffressen gedroht hatte. Seither habe ich als dritten Fall einen jungen Amerikaner gefunden, bei dem sich zwar keine Tierphobie ausbildete, der aber gerade durch diesen Ausfall die anderen Fälle verstehen hilft. Seine sexuelle Erregung hatte sich an einer phantastischen Kindergeschichte entzündet, die man ihm vorlas, von einem arabischen Häuptling, der einer aus eßbarer Substanz bestehenden Person (dem Gingerbreadman) nachjagt, um ihn zu verzehren. Mit diesem eßbaren Menschen identifiziert er sich selbst, der Häuptling war als Vaterersatz leicht kenntlich, und diese Phantasie wurde die erste Unterlage seiner autoerotischen Betätigung. Die Vorstellung, vom Vater gefressen zu werden, ist aber typisches uraltes Kindergut; die Analogien aus der Mythologie (Kronos) und dem Tierleben sind allgemein bekannt."

Als wesentlichste psychologische Motive für das Verzehren von Körperteilen von Menschen drängen sich in unserem Material folgende auf: Einerseits der Wunsch nach dem Einswerden mit dem einverleibten Objekt und andrerseits die vollkommene Vernichtung desselben; diese beiden Tendenzen entsprechen den beiden von Abraham beschriebenen Stufen der oralen Entwicklungsphase der Libido, der primären, der sogenannten Saugestufe, von welcher er sagt: „Das Kind vermag noch nicht zwischen seinem Ich und einem Objekt außerhalb zu unterscheiden. Ich und Objekt sind Begriffe, welche dieser Stufe überhaupt nicht entsprechen. Das saugende Kind und die nährende Brust (oder Mutter) stehen in keinem Gegensatz zueinander;" — und der sekundären, der oral-sadistischen Stufe, in welcher das Beißen als Urform des sadistischen Impulses auftritt.

In sehr klarer Weise werden uns Einzelheiten der Triebregungen dieser beiden Stufen in der Krankengeschichte eines sechseinhalbjährigen Knaben von Steff Bornstein[1] geschildert. Statt eines längeren Auszuges bringe ich nur zwei Assoziationsreihen des jugendlichen Patienten; 1): „Es war einmal ein Jesuskind, das war der Nils" (Nils ist sein eigener Name). „Die Mutter gab ihm Butter aufs Brot — und Milch — und Zucker — und — da war noch ein neues Kind gekommen, und die Mutter gab dem Kind und dem älteren die Brust in den Mund. Und dann war die Mutter da . . . und hatte den Jungen so lieb . . . und da war sie sehr lieb." Und 2): „Es war ein Kind, wie dem seine Mutter gestorben war, und da war der Junge furchtbar traurig,

1) „Zum Problem der narzißtischen Identifizierung." Int. Ztschr. f. PsA. XVI, 1930, S. 400.

und da war eine Muh und ein Mäh! . . . Dabei war die Mutti gar nicht gestorben, nur ein Kind hatte sie geboren, das schrie: mäh, mäh! Und das neue Kind wollte die Mutti vor Freude auffressen. Da hat der Junge zugeguckt. Da hat der Junge gebrüllt und alle Leute ärgerten sich, daß er brüllt, und er hat die ganze Welt totgebrüllt und totgefressen." Interessieren dürfte, daß auch in dieser Krankengeschichte, wie in der oben zitierten Mitteilung von Fenichel, die Mutter auch als Mühle dargestellt wird, durch welche der Patient gedreht wird, um ohne Wunschmacher, als Mädel wieder herauszukommen.

Beweiskräftiger als in meinen oben mitgeteilten Bruchstücken aus der Krankengeschichte von zwei Schizophrenen ist die Bedeutung der oralen Libido in einer von Bychowski[1] mitgeteilten Krankengeschichte einer Schizophrenie: Alles, was der Patient an der Brust der Mutter erlebt hat, beziehungsweise woran er durch Versagung gehindert worden ist, projiziert er in seinem Verfolgungswahn auf die Außenwelt, wobei er sich mit der Mutterbrust identifiziert: die Passanten ziehen seinen Kopf zusammen, sie saugen daran, und dadurch trocknet der Kopf aus. Die Leute verderben ihm den Kopf, da sie Hunger haben. Ein magerer Mensch trocknet einen dicken aus. Diese oralen Verfolgungen betreffen in starkem Maße auch die Sexualbeziehungen und -organe. Frauen wollen dick und schön sein und darum saugen sie an ihm, raffen ihn mit ihrem Kopf und ihren Zähnen zusammen. Das Weib frißt ihm mit ihrer Scheide das Glied nebst den Hoden auf. — Hier muß ich daran erinnern, wie häufig in dem von mir mitgeteilten Material das Verzehren von männlichen und weiblichen Geschlechtsorganen beziehungsweise von Teilen derselben, um die eigenen Geschlechtsfunktionen zu erhöhen, geschildert wird. Derselbe Zug findet sich in der Krankengeschichte des von Steff Bornstein geschilderten neurotischen Knaben: „Er möchte am Penis des Vaters saugen. Er phantasiert Geschichten, in denen seine Mutter ein neues Baby bekommt, er aber vom männlichen Penis die Milch austrinkt. Er korrigiert bald seinen Wunsch im genitalen Sinne: ‚Das kann man nicht, ich weiß schon, nur in meinen Gedanken sind Milch und kleiner Wunsch das gleiche, aber Samen kann man von Vatis Wunschmacher trinken.'"

Ich kann meine Arbeit nicht abschließen, ohne die Bedeutung kannibalistischer Vorstellungen für eine bekannte Kulturerscheinung, die sogenannten Ritualmorde, zu schildern, sei es, daß dieselben stattgefunden haben oder

1) Ein Fall von oralem Verfolgungswahn. Int. Ztschr. f. PsA. XV, 1929, S. 96.

nur phantasiert worden sind. Die Vorstellung vom Ritualmord entstand auf Grund des Blutaberglaubens, d. h. der Ideen und Praktiken, die sich auf die vermeintliche Wirksamkeit frischen Blutes, besonders des menschlichen, gründen. Der Glaube, daß das Blut der eigentliche Sitz von Leben und Seele, Individualität, Kraft und Gesundheit sei, führte früh zu den Zeremonien der Blutvermischung bei Schließung von Bluts- oder Halbbrüderschaft, der Belebung der Schatten der Verstorbenen durch gespendetes Blut und der Entsühnung von Schuld durch Tieropfer und durch Waschung oder Besprengung mit dem Blute beim Mithraskult. Das Blut unschuldiger Wesen galt als besonders wirksam; daher spielen Kinder- und Jungfrauenopfer in urzeitlichen Religionsgebräuchen und Sagen (Erstgeburt [Isaak], Iphigenie usw.) eine große Rolle, ebenso bei der Heilung hartnäckiger Krankheiten wie Aussatz (Armer Heinrich). Eine besondere Art des Blutaberglaubens ist die Beschuldigung fremder Religionsgemeinschaften, bei ihren Entsühnungsmahlzeiten des Blutes eines gemordeten Menschen zu bedürfen. Die alten Römer veranstalteten deshalb blutige Christenverfolgungen. Während des letzten großen Krieges sind die deutschen Truppen beschuldigt worden, in ihren Feldküchen Menschenfleisch, insbesondere Frauenbrüste ihrer Feinde, zur Zubereitung von Speisen verwendet und in ihren Brotbeuteln mit sich getragen zu haben. Solche Vorgänge sind in verschiedenen Zeichnungen veranschaulicht worden.[1] Auch dies dürfte ein Beweis für das Vorhandensein unbewußter Wünsche nach Genuß von Menschenfleisch in der heutigen Zeit sein, wobei zu beachten ist, daß diese Wünsche den Feinden zugeschrieben wurden und sich auf die Attribute der Weiblichkeit der eigenen Frauen richten sollten.

1) Magnus **Hirschfeld**: Sittengeschichte des Weltkrieges. Bd. II, S. 196.

Hanns Sachs

BVBI CALIGVLA

Mit Kunstbeilagen und einem fünffarbigen Schutzumschlag
von E. K. Maenner

In Ganzleinen Mark 2.85

Thomas Mann: „Herzlichen Dank für Ihr originelles Buch und aufrichtigen Glückwunsch dazu! Hoffentlich wird das Publikum das neue Wissen darin empfinden und würdigen. Mir ist das in diesem Sinne wahrhaft bedeutende Werk ein Zeichen daß eine ganz neue Literatur herankommt, Erzeugnis einer jetzt werdenden Menschenkunde, an der die Psychoanalyse entscheidenden Anteil hat."

„Glänzend unterbauter Aufriß eines wirren und verwirrenden Lebens." *(„Deutsche Republik.")*

„Sachs ist Dichter und Wissenschafter bei der Gestaltung des historischen Stoffes." *(„Frankfurter Zeitung.")*

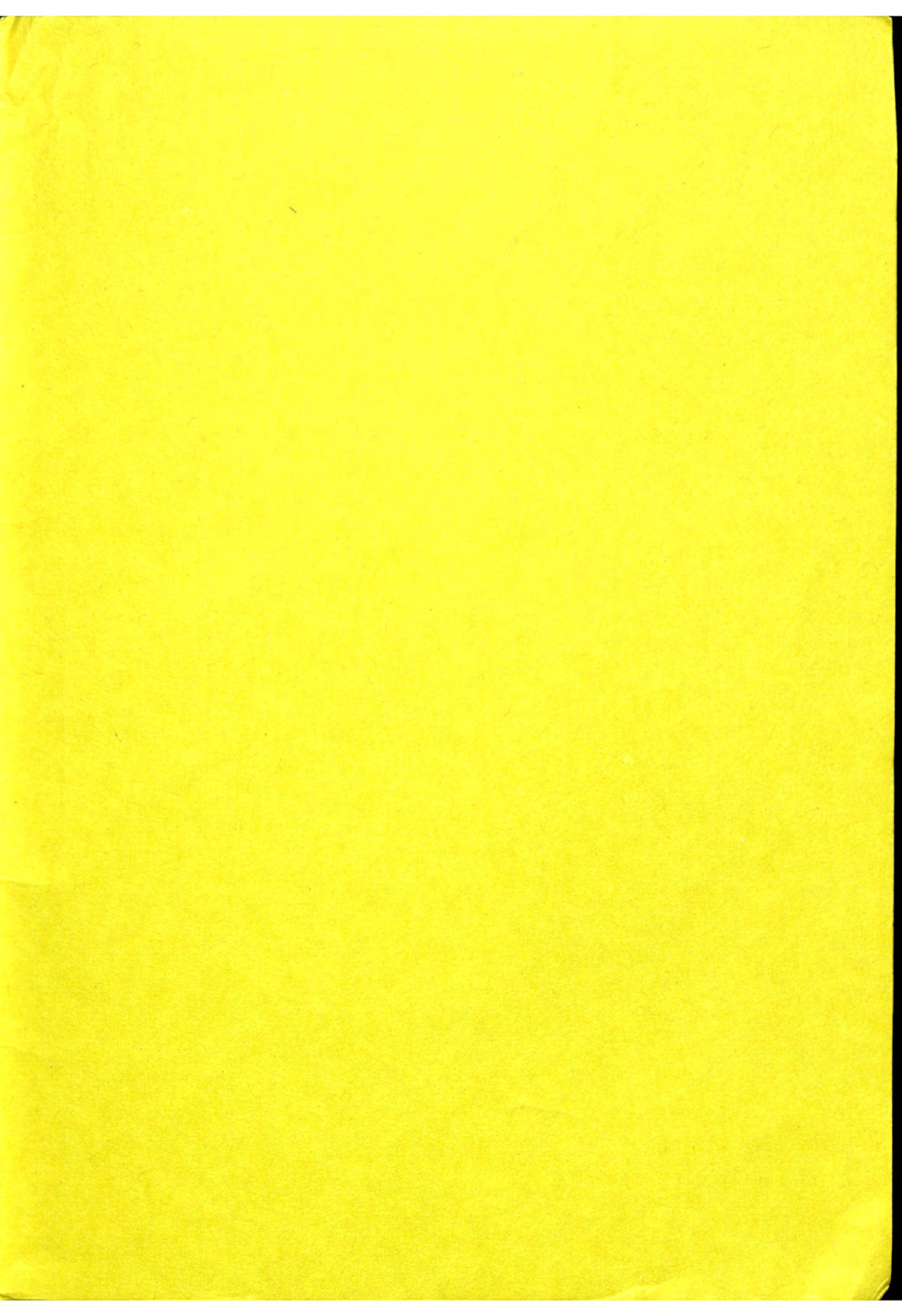
„Seine Darstellung ist von einer heißen und doch schön beherrschten Unmittelbarkeit." *(„Luxemburger Zeitung.")*

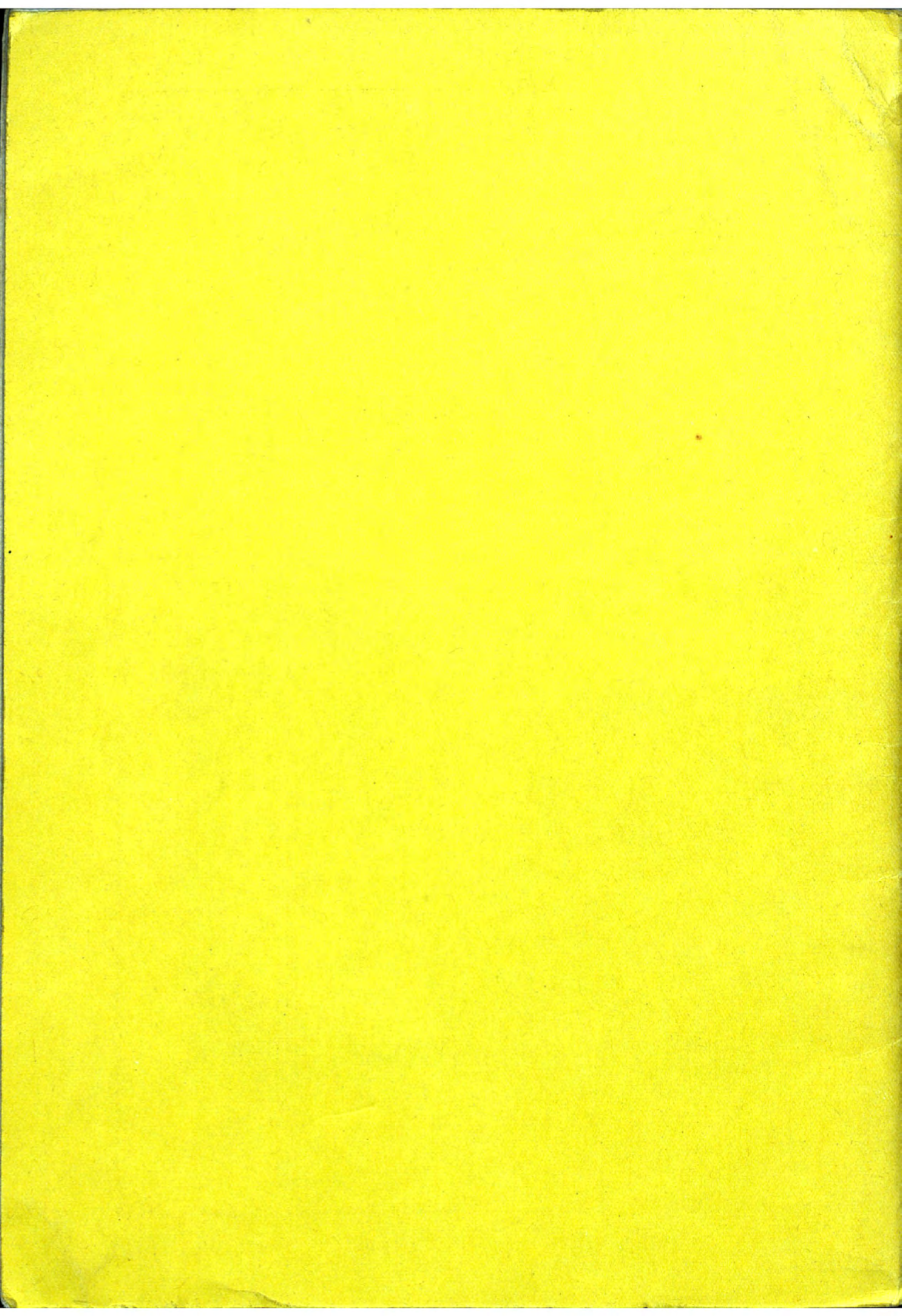
„Ein einzigartiges Leben, das an Spannungen und Überraschungen jede romanhafte Erfindung hinter sich läßt. Lebensnahe tritt Caligulas Gestalt vor uns; das Übermaß seiner Ausschweifungen und Missetaten, seine erotische Bindung an die Schwester, selbst das was bisher als Cäsarenwahn galt, erscheint als Ergebnis einer folgerichtigen seelischen Entwicklung." *(„Prager Presse.")*

„Ich wüßte nicht, was ich an dergleichen Schriften jemals mit größerer Freude und ständig bereiter, ja ständig wachsender Spannung gelesen hätte als dieses Buch. Sicher gibt es eine ganze Anzahl ähnlich ausgezeichneter Werke, in denen sparsamste Schilderung mit einer unauffälligen Selbstkontrolle in der Darstellung sich ebenso vereinigt, wie es hier der Fall ist. Aber ebenso sicher scheint es mir zu sein, daß hier der schöne Ausnahmefall vorliegt, wo sich das unaufdringlich vorgebrachte psychologische Wissen mit einer gründlichen Kenntnis des Gegenstandes auf meisterliche Art verbindet, die keinen Wunsch mehr offenläßt. Die römische Kaiserzeit mit jener Geisteshaltung des Herrschers, die man gemeinhin als „Cäsarenwahn" bezeichnet, wird höchst lebendig verdeutlicht ... Der Bericht besitzt auch dort, wo er höchst Unangenehmes vorzubringen hat, einen liebenswürdigen und trotzdem keineswegs leichtfertigen Humor." *(„Mannheimer Tageblatt.")*

„Dr. Sachs glaubt in seinem Buche beweisen zu können, daß Caligula sein Ich verloren hat, daß sein Unglück darin bestand, daß er es als Einsamer auf dem Thron nicht wiederfinden konnte. Clio wird entscheiden." *(„Sunday Times.")*

Internationaler Psychoanalytischer Verlag
Wien I, In der Börse





Formen und Motive der Anthropophagie

Von

Felix Boehm

Internationaler
Psychoanalytischer Verlag
Wien